



**Maria Pia,**  
Königin von Portugal.

Nur wenige Jahre sind verflossen, da entsandte Deutschland eine jugendlich schöne Prinzessin nach der im Südwesten Europas belegenen, von den Wogen des atlantischen Oceans bespülten pyrenäischen Halbinsel, damit sie dort das ihrer harrende königliche Diadem um die jungfräuliche Stirn schlinge. Stephanie von Hohenzollern, von König Pedro dem Fünften von Portugal zur Gefährtin seines Thrones und seines Lebens erwählt, sollte jedoch nur den Schaum trinken von dem ihr vom Schicksal gereichten Becher des Glanzes und Glückes. Ein schneller unbarmherziger Tod riß ihn von ihren Lippen, sie selbst aus den Armen des Gemahls, der ihren Verlust so lange betrauerte, bis auch er hinüberging, sich in einem andern, schöneren Reiche mit der Vorangegangenen wiederzuvereinigen. Dom Pedro, der vierundzwanzigjährige König, wurde am 11. November 1861 dahingerafft von einer verheerenden Krankheit, die gleich einer schwarzen Wolke über das Königsschloß von Lissabon zog und mehre Opfer des darin thronenden Fürstengeschlechts forderte. „Ein düster Geist“ schien durch das Haus Braganza zu gehen und dem in Deutschland im Exil lebenden Kronpräsidenten Dom Miguel sichere Chancen eröffnen zu wollen.

Die Familie der ebenfalls jung gestorbenen Königin Maria der Zweiten von Portugal und ihres den Titel „König“ führenden Gemahls, Herzog Ferdinand, aus dem Hause Sachsen-Coburg, war glücklicherweise zahlreich. Fielen auch einige Zweige frühzeitig geknickt von der Hand eines eisigen Sturmes, so blieben doch andere frisch und grünernd, die zu herrlichen Bäumen erstarken, dem Lande Schutz und Schatten geben konnten. Dem König Pedro dem Fünften folgte sein am 31. October 1838 geborner Bruder, König Luis der Erste, Philipp Maria Pedro de Alcantara, Antonio Michael Raphael Gabriel Gonzaga Xavier Francisco de Assis, Juan Julio Augusto Volkando de Braganza Bourbon, Herzog zu Sachsen.

Königin Maria Pia, deren Bild wir heute unsern Leserinnen vorlegen, ist die zweite Tochter des Königs Victor Emanuel von Italien und seiner verstorbenen Gemahlin Adalheid, einer Tochter des Erzherzogs Rainer von Oesterreich. Geboren am 16. October 1847, wurde die jugendliche Fürstin mit dem Könige Dom Luis dem Ersten zu Turin am 25. September 1862 durch Procuration vermählt; die persönliche Trauung des erlauchten Paares fand dagegen am 6. October desselben Jahres zu Lissabon statt.

In einem Alter von kaum fünfzehn Jahren zu der erhabenen, heiligen Würde einer Gattin und Königin berufen, verließ Maria Pia von Savoyen, gleich ihrer ältern Schwester, der Prinzessin Clotilde, die wenige Jahre früher ihrem Gemahl, dem Prinzen Napoleon, nach Frankreich folgte, ihr schönes, reichgesegnetes Heimathland, dem sie angehört durch tausendjährige geheiligte Traditionen ihres Hauses, um die ihrer wartende Mission anzunehmen und zu erfüllen. Portugal, das jubelnd seine junge Königin empfing, die schönsten, stolzesten Hoffnungen auf sie setzte, sieht sich darin nicht betrogen. In dem Schlosse zu Lissabon thront wiederum ein durch Liebe beglücktes Fürstenpaar, das warme Herzen und offenen Sinn hat für sein Volk und sein Land; in den schimmernden Königssälen aber findet die Königin jetzt nicht nur Kleinodien in Perlen und edlem Gestein, — unter dem Baldachin seiner Wiege ruht für sie und ihren Gemahl ihr höchster Schatz in einem holden Kinde, dem am 28. September 1863 gebornen Kronprinzen Karl.

**Auf falschen Wegen.**

Erzählung

von

J. F. Smith.

(Fortsetzung.)

**Neuntes Kapitel.**

„Das kommt von den Weibern,“ brummte Simon Cobb, „alles Unglück, was mich von Kindheit an betraf, haben sie verschuldet. Meine Frau, das weiß ich, kann nicht schweigen, und wenn ich selbst Mittel fände, ihren Mund zu verschließen, so schwazzen Mabel und das Kind. Wenn es Sir Harry oder der Rector erfährt, so verliere ich meine Stelle! Was aber in aller Welt kann auch Walter Chester allein in dem Gewölbe wollen? — Gott steh mir bei, da ist er!“ rief er fast laut, als er den soeben Genannten bleich wie der Tod aber mit glühenden, feuersprühenden Augen auf sein Haus zukommen und eilig in dasselbe treten sah. „Er hat sie entdeckt; kein Wunder, daß er außer sich ist.“ „Folge mir,“ sagte Walter Chester, selbst viel zu sehr erregt, als daß er die Verlegenheit des Todtengräbers hätte bemerken sollen.

„Gott sei bei uns, haben Sie etwas gesehen?“  
„Nein, nein.“  
„Oder gehört? Es war wirklich nicht meine Schuld, ich —“  
„Frage nicht weiter,“ unterbrach ihn der Doctor ungeduldig, „sondern nimm eine Laterne und einen Schraubenzieher und komm.“  
„Einen Schraubenzieher?“ wiederholte Simon ängstlich, „was wollen Sie damit?“  
„Ich kann die Dual des Zweifels nicht länger ertragen,“ erwiderte Mr. Chester. „Jahre lang habe ich auf den Augenblick gewartet, wo das Gewölbe wieder geöffnet werden würde; ließe ich ihn jetzt ungenützt vorübergehen, so fühle ich, daß ich wahnsinnig werden muß; halb bin ich es ohnehin schon. Komm, ich befehle es Dir, ich beschwöre Dich!“

Der Todtengräber zögerte, trotzdem ihn der ungeduldige Doctor zur höchsten Eile trieb, so lange er konnte mit dem Anzünden der Laterne und dem Herbeiholen der Werkzeuge, um den im Gewölbe versteckten Frauen Gelegenheit zur Flucht zu geben. Sie hatten dieselbe in der That schon seit mehreren Minuten bewerkstelligt, als die beiden Männer abermals bei dem Begräbnisplatz der Familie Ashleigh anlangten. Der Doctor nahm seinem Führer die Laterne aus der Hand und stieg eilends die Stufen hinab, langsamer folgte ihm der alte Mann, zu seiner großen Beruhigung sich überzeugend, daß das Feld frei sei.

„Schnell, gib den Schraubenzieher her,“ sagte Walter Chester, als sie bis zu dem letzten unter der Kanzel stehenden Sarge gelangt waren, indem er die Laterne niedersekte.

„Um Gotteswillen Herr, bedenken Sie,“ rief der Todtengräber, der erst jetzt zu begreifen begann, um was es sich handelte, „das ist Kirchenraub!“  
„Kirchenraub?“ wiederholte Chester, „Kirchenraub, wenn ich die Ueberreste der Frau noch einmal sehen will, die ich liebte, deren Bild im geheiligten Tempel dieses Herzens verschlossen ist? Kirchenraub, wenn ich den mich aufreibenden Zweifeln ein Ende machen will? Du weißt nicht was Du sagst. Es ist mein Recht.“

Der Todtengräber zögerte noch immer.

„Wie kannst Du mich zurückhalten wollen, Du, welcher Zeuge war des feierlichen Schwures, den wir uns am Altare leisteten?“ fuhr der Unglückliche mit steigender Festigkeit fort. „Du kennst die Geschichte des mir zugesügten Unrechts und meiner Leiden.“

„Alles wahr, Herr,“ erwiderte Simon, gerührt durch die Erinnerung an die Vergangenheit; „aber was wird Sir Harry, der Rector, das ganze Dorf sagen, wenn es bekannt wird. Ich werde meine Stelle verlieren — und doch, da haben Sie den Schraubenzieher, ich kann ihn Ihnen nicht vorenthalten.“

„Kraftlos, kraftlos wie ein Kind,“ seufzte der Doctor, nachdem er einige Versuche gemacht, das Werkzeug zu handhaben, „hül mir, Simon.“

Der Todtengräber, an derartige Arbeit besser gewohnt und nicht in so mächtiger Aufregung wie sein Begleiter, kam bald mit der von ihm geforderten Aufgabe zu Stande. Der Deckel des Sarges sprang auf, und Walter Chester sah vor sich die sterblichen Ueberreste der Frau, die er so zärtlich geliebt und von der er so grausam getrennt worden. Er sank auf seine Knie und betete lange und innig, kalte Schweißtropfen bedeckten seine Stirn, der starke Mann weinte wie ein Kind.

Simon Cobb hatte sich, den Schmerz des von ihm hochgeachteten Mannes ehrend, bis in die nächste Nische zurückgezogen, lebhaft wünschend, daß der Deckel des Sarges erst wieder geschlossen, und dadurch die Gefahr der Entdeckung verringert sei.

„Muth, Muth,“ rief der Trauernde



Maria Pia, Königin von Portugal.

endlich, „nicht deshalb kam ich her. O wie schwach ist doch das Menschenherz!“

Er erhob sich von seinen Knien, ergriff mit zitternden Händen die Fragmente der über den Leichnam gebreiteten Decke und schob sie zurück. Nur einen Blick warf er in den Sarg, er hatte genug gesehen. Das Kind, dessen Namen mit auf dem Leichensteine stand, das mit der Mutter gestorben, mit ihr begraben sein sollte, war nicht im Sarge.

„Gott!“ rief Walter, die Hand auf das Herz pressend, „meine Hoffnung hat mich nicht betrogen, ich bin noch Vater!“  
Chester Walter Chester den Leichnam wieder mit dem modernen Tuche bedeckte, nahm er eine kleine goldene Kette mit einem daran befestigten Medaillon aus dem Sarge. Das letztere enthielt das Portrait der Todten und das eines stattlichen Mannes mit schönen aber strengen Zügen, der die Gewänder eines Peer trug und dessen Hand auf einer Grafenkrone ruhte.

Der Todtengräber, der wieder näher getreten war, konnte sich nicht enthalten, vorwüthend den Kopf zu schütteln, obgleich er kein Wort zu äußern wagte.

„Bezweifelst Du, daß ich ein Recht habe, dies Kleinod zu nehmen?“ fragte dies bemerkend der Doctor.

„Ich weiß, daß Sie der Gatte der Todten waren, Herr,“ entgegnete Simon, „nur kann ich nicht einsehen, welchen Werth es für Sie haben kann.“

„Werth?“ wiederholte Walter, „es ist unschätzbar. Mit diesem Beweise, dieser Botchaft aus dem Grabe will ich vor den graulichen Vater treten und mein Kind von ihm verlangen. Du mußt von dem Betrage gewußt haben,“ fügte er hinzu.

„Nein, Herr,“ antwortete Simon in jenem Tone einfacher Aufrichtigkeit, der immer die Ueberzeugung für den Hörer in sich trägt, „vornehme und reiche Herrschaften pflegen ihre Geheimnisse nicht armen geringen Leuten gleich mir anzuvertrauen; hätte ich darum gewußt, Sie würden es längst erfahren haben, ich bezweifle aber, daß man selbst dem Rector davon gesagt hat.“

„Wahrscheinlich nicht. Doch, wie dem auch sei, ich glaube Dir.“

„Dank, Herr, ich habe Ihre Güte gegen mich nicht vergessen, als das Fieber im Dorfe war und —“

„Du erinnerst Dich ihres Todes?“ unterbrach ihn der Doctor.

„Als ob es gestern gewesen wäre,“ entgegnete der alte Mann. „Meine erste Frau lebte noch, sie war gerade auf dem Schlosse als Lady Lucy anam und hörte in der Dienerschaft, ihr Vater habe ihre Ehe mit Ihnen entdeckt und sie sei vor seinem Zorn entflohen. Es half aber nichts, der Lord folgte ihr und sie muß wohl ein entsetzliches Leben bei ihm und seiner eben so stolzen Schwester, der verwitweten Lady Ashleigh, gehabt haben. Kein Wunder, daß die arme Dame endlich ihrem Kummer erlag und starb, indem sie einem Kinde das Leben gab. Ich habe oft gedacht, wenn ihr Cousin Harry nicht gerade abwesend von England gewesen wäre, so möchte sie in ihm einen Freund und Beschützer gefunden haben.“

„Nein,“ rief heftig auffahrend Walter Chester, der bisher das Gesicht in den Händen verborgen, schweigend der Erzählung zugehört hatte, „das ganze Geschlecht ist hartherzig, keiner würde ihr beigestanden haben.“

„Ich glaube Sie thun ihm Unrecht, er ist ein sehr gütiger Herr.“

„Ich kann jetzt nicht mehr darüber grübeln, was hätte sein können. Schließe den Sarg, alter Freund, ach das Herz, das ihren Verlust betrauert, ist auch nur ein Grab.“  
Simon Cobb bedurfte keiner zweiten Aufforderung; bald war alles wieder in den Zustand versetzt, in welchem es seit so vielen Jahren gewesen, die Gefahr der Entdeckung schien vorüber und der Todtengräber fühlte mit der Sicherheit auch die Lust zu schwachen zurückkehren.

„Was solche vornehme Leute doch alles bewerkstelligen können,“ sagte er, da hat nun müssen der Doctor, die Wärterin, der Todtenbeschauer bestochen werden, sie schonen kein Geld, um —“

Der alte Mann zögerte, er fürchtete seinen Zuhörer zu beleidigen.

„Sprich es nur aus, um der Schande zu entgehen,“ rief Walter Chester.

„Ja sie möchten es wol für eine Schande gehalten haben.“  
„Gewiß, wie durfte sich Rechtschaffenheit und Talent in ihre erhabene Familie drängen? Selbst der Staub in der alten Ahnengallerie mußte sich dagegen erheben,“ rief Walter Chester sarkastisch. „Doch laß uns jetzt gehen,“ fügte er nach einer kurzen Pause hinzu, und sage Niemandem ein Wort von dieser Entdeckung.“

„Nicht eine Sylbe,“ betheuerte Simon, sich im Stillen Glück wünschend, daß seine Frau und Mabel nicht Zeugen derselben gewesen, „ich fürchte, Sie werden nun nicht mehr lange in Henston bleiben.“

„Nein; aber ich werde Deine Treue nie vergessen; die Summe, welche Du jährlich erhalten, soll Dir auch ferner ausgezahlt werden; es ist nicht viel, aber —“

„Ich frage nicht deshalb,“ unterbrach ihn der alte Mann. „Denken Sie doch nicht Herr, daß man nur um Geld einen Dienst leistet; ich erinnere mich ja Ihrer noch als Knabe und Ihres guten Vaters mit seinem langen weißen Haar und dem blauen freundlichen Gesichte, Alle liebten „den Doctor“, wie er allgemein genannt ward, und er war auch ein treuer Freund der Armen, sein Gedächtniß —“

„Nicht weiter,“ unterbrach ihn Walter Chester in tiefer Bewegung, „mein Herz ist so schon schwach genug und ich muß mich aufpassen, meinen Kummer besiegen, um das abscheuliche Geheimniß zu enthüllen. Bis dahin zu leben, ist meine Pflicht, wenn dieses Ziel erreicht, mache ich mir nichts daraus, wie bald Du, oder ein Anderer mir das Grab gräbt. Lebe wohl, gieb mir Deine Hand und überzeuge mich durch ihren warmen Druck, daß ich jetzt noch unter den Lebenden bin.“

Simon Cobb ergriff mit seinen langen knöchigen Fingern die ihm dargereichte Hand und drückte sie ehrfurchtsvoll, dann verließ Walter Chester schnell, als ob er sich der sonst bei ihm nicht gewöhnlichen Gefühlsäußerung schäme, das Gewölbe.

„Armer Mann,“ sagte der Todtengräber ihm nachblickend, „war so ein prächtiger Jüngling, ich sag' es ja aber, es kommt alles von den Weibern.“

Mit diesem seinem Refrain, wohlverstanden wenn ihn seine Frau nicht hörte, schickte sich Simon an, nach seinem Hause zurückzukehren. Wenn er aber gehofft, sich dafelbst nach den Anstrengungen und Aufregungen des heutigen Tages der Ruhe erfreuen zu dürfen, so hatte er sich sehr be-

trogen. Kaum hatte er sich in seinen Lehnstuhl zurechtgesetzt und seine Pfeife angezündet, so begann Martha ihr Examen, indem sie sich über die heute ausgestandene Furcht beklagte.

„Deine eigene Schuld,“ entgegnete ihr Gatte philosophisch.

„Ich will aber wissen, was das bedeutet.“

„Es ist ein Geheimniß.“

„Du mußt es mir sagen.“

„Ich sage Dir, es ist ein Geheimniß.“

„Ein rechtlichaffener Mann hat kein Geheimniß vor seiner Frau,“ erwiderte sie ärgerlich.

„Dann ist er ein Narr.“

„Bringe mich nicht außer mir, ich habe viel Geduld, aber sie könnte ihr Ende erreichen.“

„Ich betrete nie ausgemachte Sachen,“ versetzte der alte Mann die Achseln zuckend.

„Gut,“ rief die Frau im höchsten Zorn, der Rector und Sir Harry werden schon Mittel finden, Dich zum Sprechen zu bringen.“

„Das ist möglich, Du würdest es aber dann doch nicht hören.“

„Es wird wenigstens eine Beruhigung für mich sein, wenn ich weiß, daß Du es irgend einem Menschen gesagt hast.“

„Martha, gefällt Dir dieses Haus?“

„Ganz gut, nur ein wenig zu nah am Kirchhof.“

„Und Deine Stelle als Kirchenschließerin?“

„Ziemlich gut, obgleich sie jetzt nicht mehr so viel einbringt, als früher; es ist eine gottlose Welt. Aber was hat das mit dem Geheimniß zu thun?“

„Nur das; wenn Du das Haus und die Stelle behalten willst, so wahre Deine Zunge, ich weiß, es ist das nichts Leichtes, aber es muß sein.“

„Ich muß wissen, was geschehen ist,“ rief die Frau, „entsetze daraus, was da wolle, ich kümmerge mich nicht darum.“

„Ich mich auch nicht,“ bemerkte ihr Gatte ruhig, „denn die kleine Pension, die ich bekomme, reicht für mich aus, natürlich ist sie nicht hinlänglich für uns beide.“

„Wie, Du könntest so schlecht sein, mich zu verlassen?“

rief Frau Martha im höchsten Erstaunen.

„Es wäre ja nicht meine Schuld, wenn wir keine Heimath mehr hätten, ich vertreibe Dich nicht daraus.“

Der Wink erwies sich als hinreichend, wenigstens für die erste Zeit, denn Martha wußte aus Erfahrung, daß Simon in gewissen Dingen äußerst hartnäckig sein konnte. Der Preis für die Befriedigung ihrer Neugierde schien ihr doch zu hoch, sie schwieg daher, um so mehr, als es eben jetzt noch viele andere Dinge zu besprechen gab.

Der Ankauf von Mr. Arlon's Pflege Sohn, Allan, wurde von den einzelnen Mitgliedern der Familie in Henston mit sehr verschiedenartigen Gefühlen entgegengenommen. Die Kinder freuten sich auf den neuen Spielgefährten, der Baronet erwartete ihn mit der gütigsten Theilnahme, Lady Ashleigh mit geheimer Angst.

Either war die einzige Person, der seine Ankauf ein Dorn im Auge war. Sie sah in dem Knaben einen Rivalen ihres Sohnes, der bisher der Spielgefährte des jungen Erben gewesen und machte Lady Ashleigh Vorwürfe, daß sie sich seinem Kommen nicht widersetzt habe, in einem Tone der Ueberlegenheit, den sie seit dem gemeinschaftlich begangenen Verbrechen zuweilen gegen sie annahm und der nicht wenig dazu beitrug, die unglückliche Frau ihre Lage in einem immer furchtbareren Lichte erblicken zu lassen.

„Ich wagte mich den Anordnungen meines Gatten nicht zu widersehen,“ sagte sie, wie sich entschuldigend, „es hätte seinen Argwohn erregen können.“

„Sie sind nicht aufrichtig gegen mich,“ entgegnete Esther,

„Ich kenne zwar die Gründe dieses Mißtrauens nicht, sehe aber die Resultate. Ihres Gatten Argwohn, lächerlich! Freilich hat er Augen und Ohren, aber er sieht und hört doch nur, was Sie wollen; ich kenne Ihre Macht über ihn sehr wohl und sie ist Ihnen eben so wenig unbekannt.“

„Nun, so wollte ich sie in dieser Angelegenheit nicht gebrauchen,“ versetzte die Dame verlegt.

„Ich wünschte, ich könnte Sie ganz ergründen,“ sagte Esther, nachdem die beiden Frauen einander einige Minuten schweigend angesehen hatten, „in Indien herrschte mehr Vertrauen zwischen uns.“

„Damals kannte ich die Welt noch nicht,“ entgegnete Lady Ashleigh, „die Gegenwart dieses lichtsüchtigen Advocaten erschreckt mich,“ fügte sie hinzu, „die abhanden gekommenen Schulverreibungen haben seinen Verdacht erregt. Er ist jetzt ruhig, ruhig wie die Windstille, die dem Gewitter vorangeht; aber es wird bald losbrechen, die Luft ist erfüllt davon.“

„Träume,“ murmelte Esther, „Träume.“

„Denne sie wie Du willst, aber ich fühle mich beängstigt davon. Die Gegenwart des Knaben wird den Verdacht vermindern und eher ein Schutz als eine Gefahr für mich sein.“

„Und Carl?“ fragte Esther zornig, „er wird in ihm einen Rivalen erhalten.“

„Einen Rivalen?“

„Ja, haben Sie unsern Vertrag vergessen?“

„Er soll gehalten werden, gewissenhaft gehalten, aber höre auf mit Deinen halb verstandenen Drohungen.“

„Drohungen?“

„Mehr in Worten, als in Thaten. Du vergißt, daß meine Leiden nicht scharfsichtig gemacht haben, daß die Schuld empfindlicher ist, als die Unschuld. Ist es gütig, ist es klug, mich in diesem Augenblicke, wo ich meines ganzen Muthes bedarf, auf diese Weise aufzuregen? Verständigen wir uns; der Dir zugesicherte Preis soll Dir nicht entgehen, ich werde mein Versprechen buchstäblich halten; aber ich habe das Foch meines Verfolgers nicht abgeworfen, um unter Deine Tyrannei zu verfallen.“

Die Wittwe war klug genug, einzusehen, daß sie einen Fehler begangen, sie suchte denselben sogleich zu verbessern, indem sie mit aufeinander Freimüthigkeit um Verzeihung bat, wenn ihr Eifer für das Wohl ihres Kindes sie zu weit geführt habe. So ward der Friede, oder vielmehr ein Trugbild desselben, zwischen den beiden Verbündeten hergestellt.

„Ich bin nicht so leicht zu täuschen,“ murmelte Esther, wieder in das Zimmer zurückgekehrt, das sie seit Arlon's Tode im Schlosse selbst bezogen, „Selina hat irgend einen geheimen Grund dafür, daß sie die Aufnahme des Knaben zugeben; ich werde ihn erfahren und wäre er in der tiefsten Falte ihres Herzens verborgen; aber ich muß sie scharf beobachten.“

Sie that es, Jahre sollten jedoch vergehen, ehe ihre Bemühungen durch Erfolg gekrönt wurden.

Mr. Fairfax wußte es geschickt so einzurichten, daß er

Allan's Empfang in Henston Hall bewohnte. Er war neugierig, zu sehen, wie dem verwaisten Knaben von der Familie begegnet werden und welchen Eindruck er seinerseits auf sie machen würde. Obgleich er selbst Allan nur einmal gesehen, war er erstaunt gewesen über die glänzenden Fähigkeiten, welche der Knabe besaß und bereits bedeutend ausgebildet hatte.

Erst vierzehn Jahre alt, erschien Allan, namentlich europaischen Augen, bedeutend älter. Die Sonne Indiens hatte ihn früher gereift; er besaß eine große Aehnlichkeit mit Mr. Arlon, nur waren seine Züge zart, fast weiblich geschnitten und sein Teint hatte eine leichte bronzartige Färbung, während sein Haar schwarz und weich wie Seide war. Ein leichter Flaum sproßte schon um seine Lippen, die, wenn Zorn und Leidenschaft ihn bewegten, einen verächtlichen Ausdruck annehmen konnten, sonst aber in kalter Entschlossenheit fest zusammengepreßt waren.

Als der Wagen vor dem hohen Portale hielt, drängten sich die Kinder eilig herbei, begierig, den neuen Vetter zu sehen und zu begrüßen.

„Du kommst unter traurigen Verhältnissen zu uns,“ sagte Sir Harry, dem Jüngling die Hand reichend, „aber das Willkommen, obgleich ein schmerzliches, ist darum nicht weniger herzlich, nicht wahr, Selina?“ fügte er, sich an seine neben ihm stehende Gattin wendend, hinzu.

„Armer Knabe,“ flüsterte Lady Ashleigh, nur mit Mühe ihre Bewegung unterdrückend, „noch so jung und schon den Eltern beraubt.“

„Nicht beider Eltern,“ antwortete Allan, „meine Mutter lebt noch.“

„Hast Du sie jemals gesehen?“ fragte Lady Ashleigh, seltsam bewegt von dieser Stimme.

„Nur in meinen Träumen,“ erwiderte der Jüngling, „aber ich gebe die Hoffnung nicht auf, sie zu finden.“

„Und würdest Du sie lieben?“

„Ob ich sie lieben würde? Giebt es irgend Etwas auf Erden, was eine Mutter der Liebe ihres Kindes berauben könnte?“

Die schuldige, aber dennoch tief beklagenswerthe Frau sah auf ihre eigenen geliebten Kinder und fragte sich, ob diese, wenn die Stunde der Entdeckung und der Schande käme, auch so sprechen würden.

Behtes Kapitel.

Seit Jahrhunderten war es Sitte in der Familie der Ashleigh's gewesen, ihre Verstorbene bei Faßlicht zu begraben, und so wurde auch Mr. Arlon, obgleich nur in weiblicher Linie diesem Hause angehörig, mit dem gleichen Gebräuche zu seiner letzten Ruhestätte getragen. Pompiert die Stelle der wahren Trauer vertreten, kein Herz war wirklich tief von Mr. Arlon's Verlust betroffen, denn Allan, der neben dem Baronet dicht hinter dem Sarge herschritt, schien weit weniger bewegt, als Sir Harry selbst. Das Herz des verlassenen, freundlosen Knaben war zu oft verletzt worden durch beleidigende Worte, Drohungen, Vorwürfe und selbst Schläge, sobald er es wagte, seinen angeblichen Pflegevater um seine Herkunft und besonders nach seiner Mutter zu fragen.

„Er ist wenigstens kein Heuchler,“ dachte Mr. Fairfax, der während der ganzen Trauerceremonie den Knaben scharf beobachtet hatte, „mein verstorbenen Client mag nicht der gütigste Vater gegen ihn gewesen sein.“

Als der Nechtsgelahrte die Kirche verließ, begegnete sein Auge dem Blicke seines Schreibers, dies war hinreichend, ihn zu überzeugen, daß Bounce ihm irgend eine Mittheilung zu machen habe. Sobald es daher ohne Aufsehen geschehen konnte, mußte er sich von dem nach dem Schlosse zurückkehrenden Zuge der Leidtragenden zu entfernen, um mit ihm zu sprechen.

„Was giebt es?“ fragte er, sobald er sich mit Bounce allein sah.

„Ich weiß kaum, ob es Ihnen wichtig genug erscheinen wird, es mir anzuhören,“ versetzte der junge Mann, „es ist mir aber so seltsam vorgekommen —“

„Wenn Sie es des Erzählens werth halten, so wird es für mich auch des Anhörens werth sein,“ unterbrach ihn der Mann des Gesetzes ungeduldig. „Sie sind auf der Spur?“

„Ich hoffe. Ich sagte Ihnen, daß ich Angehörige im Dorfe habe.“

„Ja, ja,“ rief Mr. Fairfax.

„Weibliche Auserwählte.“

„Desto besser, die schwachen immer.“

„Nun ja, und sie haben auch mir gesagt,“ fuhr Bounce fort, daß man sich in Dorfe erzählt, Martha Cobb, des Todtengräbers Frau, sei ein oder zwei Tage vor Mr. Arlon's Tode durch den Park gegangen und habe Lady Ashleigh im Schnee vor ihm auf den Knien liegen gesehen.“

„Auf ihren Knien vor ihm?“ wiederholte der Rechtsgelehrte erstaunt, „es sollte mich gar nicht wundern, wenn er zu ihren Füßen gelegen hätte. Sind Sie auch gewiß, daß Gerücht nicht falsch aufgefaßt zu haben?“

„Ganz gewiß.“

„Seltsam, haben Sie die Frau befragt?“

„Ich hielt es für besser, erst Ihre Meinung darüber zu hören, ihr Mann ist Todtengräber und von Sir Harry abhängig.“

„Mit Ihrer gewöhnlichen Vorsicht gehandelt,“ entgegnete Mr. Fairfax beifällig. „Es ist ein Fingerzeig, wenn auch ein sehr schwacher; die erste Lady Ashleigh war, wenn man recht ist, eine Howard, diese — Bounce wissen Sie, was für eine Geborene ist?“

„Der Baronet heirathete sie, glaube ich, in Paris,“ antwortete der junge Mann zögernd.

„Bounce, Sie scheinen mir ausweichen zu wollen,“ rief sein Principal streng.

„Die Leute wissen hier weiter nichts über sie, als daß sie in Indien geboren ist,“ fügte Bounce hinzu.

„In Indien,“ sagte der Advocat mit seinem lächelndem „in Indien.“ Er fühlte, dies sei die richtige Spur. Allan sein verstorbenen Client war erst aus Indien zurückgekehrt hatte eine merkwürdige Ungeduld an den Tag gelegt, nach Henston Hall zu kommen und darauf bestanden, die fehlenden Schulverreibungen mit dorthin zu nehmen.

Hundert Vermuthungen und Schlüsse kreuzten sich in seinem Hirn und er stand so lange schweigend in tiefen Gedanken versunken, daß sein Schreiber endlich ungeduldig ward und ihn fragte, ob er ihm noch weitere Befehle zu erteilen habe.

„Nur wenige, aber diese sind wichtig,“ entgegnete Mr. Fairfax, der bei der Anrede wie aus tiefen Träumen aufgewacht war. Wir müssen die Angelegenheit jetzt ruhen lassen.“

bis Sir Harry mit seiner Familie nach London gereist ist, was, wie ich höre, in drei Tagen geschehen wird, dann haben wir das Feld frei. Sie werden in Henston Hall bleiben; fragen Sie nicht, zeigen Sie keine Neugierde, thun Sie, als ob Alles, was Sie hören, Ihnen vollkommen gleichgiltig wäre, aber halten Sie die Ohren offen und vor allen Dingen suchen Sie Martha Cobb's Bekanntschaft zu machen."

"Das habe ich bereits gethan." Sein Principal lächelte. "Sie brauchen keine Ausgaben zu scheuen. Ich werde morgen zu Sir John Chelbrake reisen," fügte er nach kurzem Stillstehen hinzu. Es war dies Sir Harry's Gegencandidat bei den jüngsten Wahlen für das Parlament. "Es soll vermuthlich nichts eher geschehen, als bis Sie sich mit ihm berathen haben," sagte Pounce.

Mr. Fairfax runzelte die Stirn. "Wissen Sie, Pounce, daß Sie bereits zu klug werden, besonders für Ihr eigenes Interesse," versetzte er dann. "Es giebt Entdeckungen, die ein junger vorsichtiger Mann immer für sich behalten sollte."

"Ich bitte um Verzeihung, ich meinte nur —" "Schon gut, schon gut, Pounce," unterbrach ihn der Principal, "ich bin nicht böse" — ein sicheres Zeichen, daß er es war — "ich wollte Sie nur warnen, keine gewagten Schlüsse zu ziehen. Welche Beziehungen könnten wol zwischen meinem Besuche bei Sir John Chelbrake und dieser Angelegenheit obwalten?"

"Durchaus keine," erwiderte der Schreiber, mühsam ein Lächeln unterdrückend. "Ich bin noch jung, Mr. Fairfax, und nicht Jeder hat einen Kopf gleich Ihnen."

"Vielleicht nicht, Pounce," murmelte Mr. Fairfax beifällig und Herr und Diener trennten sich im besten Einverständnis.

Charles Dorillon blieb bis zur Abreise seines Freundes in Henston Hall. Hätte ihn Jemand gefragt, was ihn veranlaßte, sich nicht von Sir Harry zu trennen, so wäre er wahrscheinlich um die Antwort verlegen gewesen; es war noch nichts geschehen, was seine Dienste nothwendig machte, aber er hatte ein unbestimmtes Vorgefühl, daß dieselben binnen kurzem gebraucht würden. Dasselbe steigerte sich fast zur Gewißheit, als er am Tage vor seiner Abreise einen Besuch in der Orangerie machte und daselbst erfuhr, daß allerdings schon beunruhigende Gerüchte in der Nachbarschaft circulirten. Die Damen ließen sehr bedeutsame Winke fallen, sprachen von plötzlichen, unerklärlichen Todesfällen, von Diebstahl u. dergl. und brachten, als Mr. Dorillon ihren Anspielungen keineswegs auswich, sondern müthig darauf losgehend seinen Freund warm vertheidigte, wieder die alten Zweifel gegen Lady Ashleigh zur Sprache. Dorillon fühlte sich im höchsten Grade dadurch verletzt, besonders deshalb, weil er, trotz seines festesten Glaubens an die Ehrenhaftigkeit Sir Harry's und dessen Frau, sich des Gedankens nicht erwehren konnte, daß irgend Etwas bei der ganzen Affaire nicht war, wie es sein sollte. Er fürzte daher seinen Besuch bei den Misses Lucas möglichst ab und verhehlte ihnen nicht, daß es ihre Schuld sei, wenn er ihn nicht so bald wiederhole, da es ihm im höchsten Grade peinlich werde, immer dergleichen Angriffe gegen seinen Freund hören zu müssen.

"Sie haben Recht, Vetter," bemerkte die älteste Miss Lucas, die überhaupt zurückhaltender in ihren Aeußerungen gewesen war, als ihre Schwester, "daß Sie Ihren Freund vertheidigen, aber Sie müssen auch uns nicht zu hart beurtheilen. Wir sind zu alt, um unsere Ansichten und Grundsätze dem jetzigen modernen Zuschnitt anzupassen, aber wir wissen treue Freundschaft zu schätzen, selbst wenn dieselbe keinem würdigen Gegenstande gewidmet würde."

"Dank für Ihre Güte was mich anbetrifft, hinsichtlich meines Freundes sind Sie aber im Unrecht. Sie thun wirklich, als wenn es Ihnen Befriedigung gewähre, das Haupt einer der ältesten Familien in der Gegend entehrt zu sehen."

"Durchaus nicht, wir würden, gerade weil es eine der ältesten Familien ist, sehr erfreut sein, wenn dies nicht der Fall wäre; ehe aber die jetzt umlaufenden Gerüchte genügend widerlegt sind, kann sich Ihr Freund wirklich vor seinen Wählern nicht wieder sehen lassen."

"Angenommen aber, sie werden so widerlegt, daß kein Schatten mehr auf dem Rufe meines Freundes haftet?"

"In diesem Falle," erwiderte die Dame, sich mit großer Würde aufrichtend, "werden wir, so wenig er derartige Aufmerksamkeiten von uns verdient hat, am nächsten Wahltag seine Farben tragen und alle unsere Pächter sollen für ihn stimmen."

"Ich möchte wirklich meine Ehre lieber Ihrer Feindschaft, als der Freundschaft manches Mannes anvertrauen, Cousine," sagte Charles Dorillon, "Sie werden entzückend in Roth und Blau aussehen, Sie wissen doch, dies sind die Farben des Baronets."

"Warten Sie nur, bis Sie mich darin sehen," sagte die alte Dame lächelnd.

"Ich werde Sie darin sehen," erwiderte der Vetter, "versöhnt mit den Ashleigh's."

"Mit Sir Harry vielleicht!"

"Und mit seiner Gattin?"

"Niemals," riefen beide Schwestern wie aus einem Munde. Charles Dorillon sah, daß er sich hier auf gefährlichem Boden gewagt und trat klüglich seinen Rückzug an, befriedigt wenigstens in der Ueberzeugung, daß die beiden Schwestern gewissenhaft ihr Versprechen halten würden.

"Wie tief der Haß bei Frauen wurzelt," dachte er auf dem Rückwege, "Männer sind viel leichter geneigt, eine Beleidigung zu vergeben. Es scheint mir aber da ein schlaues angelegter Plan gegen die Ehre meines Freundes," fuhr er fort, "und wenn ich nicht ganz irre, so geht er von diesem qualvollen, lauernden Mr. Fairfax aus. Sei es, ich werde in der Stunde der Prüfung zu Harry stehen."

Am nächsten Morgen begleitete er die Familie, bei der sich auch Allan und Carl befanden, nach London. Gither hatte darauf bestanden, daß ihr Sohn bei Sir Harry's Kindern bleibe, und Lady Ashleigh, welche ihn gern zurückgelassen hätte, wagte nicht, ihr zu widersprechen. Ihre frühere Liebe zu ihm hatte sich seit dem mit seiner Mutter geschlossenen Vertrag in Haß verwandelt, denn sie fühlte, daß ihr in ihm ein Spion mitgegeben sei.

Kaum hatte der Baronet mit den Seinigen Henston Hall verlassen, so wurden die Gerüchte, welche man sich bis dahin nur zugeflüstert hatte, immer lauter: man erhob Vermuthung zur Gewißheit, Jeder fügte nach Belieben seine eigenen Erfindungen hinzu, so daß in kurzem ein ganzer Meeres- und Raubroman fertig war. Fairfax sprach ganz offen von den gethohlenen Schuldverschreibungen und fragte in sehr bedeutendem Tone, wenn ihr Verlußt Vortheil bringe.

Sir Harry's Fremde wurden ernstlich besorgt, weniger um die Folgen, welche dies persönlich für den Baronet haben könne, sie kannten ihn zu gut, um nur einen Augenblick an ihn zu zweifeln, sondern wegen seiner öffentlichen Popularität. Dennoch schrieb Niemand an ihn, um ihn mit der Schläge bekannt zu machen; erst als die Angriffe des Advocaten eine ganz bestimmte Form annahmen, entschloß sich der Rector von Henston Hall, Sir Harry davon in Kenntniß zu setzen.

Mr. Fairfax verlangte zuvörderst von dem Gericht einen Befehl, Haussuchung nach den verschwundenen Urkunden in Henston Hall anzustellen. Dies ward ihm abgeschlagen, da er weder ein Recht, noch ein Interesse habe, dieselben aufzufinden.

Er forderte hierauf, Mark Arlon's Leichnam solle ausgegraben und durch mehre Männer der Wissenschaft untersucht werden, und drohte, als ihm auch dieses Gesuch verweigert ward, sich an den Staatssecretair zu wenden, obgleich es ihm durchaus mit dieser Drohung nicht Ernst war. Er hatte nur einen sehr unbestimmten Argwohn und beabsichtigte weiter nichts, als Sir Harry's Ruf zu untergraben und ihn ferner als Parlamentsmitglied unmöglich zu machen. In dieser Absicht schloß er denn auch noch den letzten vergifteten Pfeil seines Köchers ab und ließ Martha Cobb als Zeugin vor den Richter citiren.

Bitter und vorwurfsvoll waren die Blicke, welche Martha auf Mr. Pounce warf, als ihr die Frage vorgelegt ward, ob sie am verflohenen dreizehnten December durch Henston Park gegangen sei. Sie antwortete nur durch ein leises Ja.

"Sprechen Sie laut, Frau, Sie sind vereidigt," rief Mr. Fairfax, "wen sahen Sie dort?"

Es erfolgte keine Antwort. Die Frage ward wiederholt, aber Martha blieb stumm.

"Ich muß das Gericht auffordern, Sie einsperren zu lassen, wenn Sie in diesem verstockten Schweigen verharren," drohte der Rechtsgelehrte.

Lady Ashleigh, stammelte Mrs. Cobb. "Aha, jetzt erfahren wir endlich die Wahrheit."

"Ich spreche die Wahrheit, ganz gewiß, lieber Herr."

"War sie allein?"

"Nein."

"Wer war bei ihr?"

"Ich kann es nicht sagen."

"Sie müssen."

"Ich weiß es nicht."

"Bei Ihrem Eid, Frau," donnerte Mr. Fairfax, um sie einzuschüchtern, "war sie nicht am See mit Mr. Arlon?"

"Sie war beim See mit einem Herrn," sagte Martha, weinend vor Angst, "ob dies aber Mr. Arlon war, weiß ich nicht."

"Sahen Sie Lady Ashleigh vor ihm knien?"

Die Frage mußte zweimal wiederholt werden, ehe ein leises Ja als Antwort darauf erfolgte.

"In der That, Mr. Fairfax," sagte einer der Richter, der den eigentlichen Beweggrund für die Handlungsweise des Anwalts sehr wohl durchschaute, "ich kann nicht einsehen, was Sie mit diesem ganzen Verhör bezwecken."

"Ich will Ihnen nur zeigen, daß irgend Etwas vorgefallen ist, was Lady Ashleigh in eine demüthigende Stellung zu meinem verstorbenen Clienten gebracht hat. Damen pflegen sonst nicht vor ihren Gästen zu knien," fügte er spöttisch hinzu, konnte jedoch die Richter kaum zu einem Argwohn gegen Lady Ashleigh, noch viel weniger aber zu einem Einschreiten gegen Sir Harry bewegen. Er ward gänzlich abgewiesen.

Erstes Kapitel.

Die Familie der Wharton, stolz auf ihren Rang, ihren Reichtum und vor Allen auf ihre reine normännische Abkunft, die sie unbestreit von einer Mesalliance bis zu den Zeiten Wilhelm's des Eroberers hinaufführte, betrachtete sich als das erste Adelsgeschlecht in ganz Norfolk, und wenn ihr auch von dem Hause der Ashleigh's aus gleichen Gründen dieses Vorrecht streitig gemacht wurde, so hatten doch zwischen den beiden Familien so viele Heirathen stattgefunden, daß die in früheren Zeiten vorkommenden Feinden jetzt längst den freundschaftlichsten Beziehungen Platz gemacht hatten.

Raymond Carl Wharton hatte sich noch sehr jung mit einer Erbin des Hauses Fitzallan vermählt und seine Gattin nach einer kurzen, keineswegs glücklichen Ehe durch den Tod wieder verloren. Nur eine Tochter, nach ihrer Mutter Lucy genannt, war dem Paar als Andenken an diese Verbindung geblieben, nach welcher er, obgleich in den besten Jahren, sich zu keiner zweiten entschloß, was um so mehr zu bewundern war, da der Gedanke, seinen Sohn zu besitzen, der Letzte seines Stammes zu sein, gleich einem Wurme an seinem Herzen nagte.

Unter der nachsichtigen Aufsicht von Lady Sarah, des Lords jüngeren, damals noch unverheiratheten Schwester, wuchs die mutterlose Lucy heran und erhielt eine Erziehung, wie man sie zu Anfang dieses Jahrhunderts für eine junge Dame ihres Ranges und Reichthums angemessen erachtete. Als das junge Mädchen ihr sechzehntes Jahr erreicht hatte, fand es der Vater für gerathen, sie zu einem längeren Besuche zu seiner älteren Schwester, Sir Harry Ashleigh's Mutter, zu senden, da nach einer längst getroffenen Verabredung zwischen den Eltern sie die Gattin ihres damals mit seinem Erzieher auf Reisen befindlichen Veters werden sollte.

In Henston war es, wo Lady Lucy mit Walter Chester, einem jungen Schiffsarzte, dem Sohne des "Doctors", wie er auf dem Lande genannt wurde, zusammentraf, ihn lieben lernte und sich mit einer Unklugheit, die das Herz beklagt, während die Vernunft sie verurtheilt, zu einer heimlichen Ehe mit ihm entschloß. Der Vater entdeckte diese seinem stolzen Herzen zugefügte maßlose Beleidigung in dem Augenblicke, wo das Schiff des jungen Gatten Befehl erhielt, nach Indien in See zu gehen. Walter Chester kam um die Vergünstigung ein, mit einem Collegen tauschen zu dürfen, man hielt ihn hin und schlug ihm seine Bitte im letzten Augenblicke ab; er forderte seinen Abschied, derselbe ward ihm verweigert. Jetzt wollte er, auf jede Gefahr hin, das Schiff ohne Erlaubniß verlassen, um in England zurückzubleiben, zu seinem Entsetzen sah er sich gefangen gehalten, bis Britanniens Küsten weit hinter ihn lagen. Es ward in jenen Tagen einem Manne von Lord Wharton's Macht und Reichthum nicht schwer, dergleichen Maßregeln von der Regierung zu erlangen.

So groß Lord Wharton's Zorn bei Entdeckung der geheimen Heirath seines Kindes war, steigerte sich derselbe doch

noch, und zwar zu einer Art von Raserei, als er die einzige Hoffnung, welche ihn aufrecht erhalten, diese verhasste Ehe durch seinen mächtigen Einfluß lösen oder wenigstens der Welt verborgen zu können, sich als trügerisch erweisen sah. Die Ehe war in aller Form Rechts geschlossen, und der Rector von Henston, der die Trauung vollzogen, weigerte sich auf das entschiedenste, zu einer von dem stolzen Lord beabsichtigten Fälschung der Kirchenregister die Hand zu bieten, obgleich ihm als Preis dafür eine reiche Pründe gezeigt ward.

Wie bereits aus dem Gespräche zwischen Walter Chester und dem Todengräber hervorgegangen, hatte die vor dem Zorn ihres Vaters nach Henston geflohene Lady Lucy dort einem Kinde das Leben gegeben und dann ihr Auge auf immer geschlossen, nachdem sie zuvor ihrem Vater das Versprechen abgenommen, ihr eine stets von ihr getragene goldene Kette und das sein und ihr Bild enthaltende Medaillon mit in das Grab zu geben.

Lord Wharton hielt sein Wort. Er ließ seine Tochter, und mit ihr, wie es allgemein hieß, deren sogleich nach der Geburt gestorbenes Kind mit allem seinem hohen Range angemessenen Pomp begraben und kehrte nach seinem Familienheerde zurück, zerfallen mit der ganzen Welt, besonders aber im tiefsten Grolle gegen seine beiden Schwestern, denen er Schuld gab, daß die eine durch ihre Erziehung, die andere durch ihre geringe Wachsamkeit seine Tochter zu dem unüberlegten, ihm als die tiefste Schmach erscheinenden Schritte verleitet habe.

Lady Ashleigh hatte, Dank der glücklichen Lebenslage, in welcher sie sich befand, wenig von der Rache ihres Bruders zu leiden, desto schwerer ward aber Lady Sarah davon betroffen. Als sie sich kurz darauf, obchon in etwas vorgerücktem Alter, zu einer Vermählung mit Oberst Lindsay, einem Manne von hoher Geburt, aber sehr geringen Glücksgütern entschloß, gab Lord Wharton nur widerstrebend seine Einwilligung und beschränkte die Mitgift auf fünftausend Pfund, was in Anbetracht seines fürstlichen Reichthums eine mehr als kärglich zu nennende Summe war. Nach dem Tode seines Schwagers fügte er der sehr geringen Pension der Wittwe keinen Schilling hinzu, und wenn er ihren einzigen Sohn Horace zu sich nahm und später auf seine Kosten nach Cambridge sandte, so geschah dies weder aus Liebe für den Neffen, noch aus Rücksicht für die Schwester, sondern weil er einen Erben seines Namens und seiner Würden haben wollte.

Es lag Lord Wharton, wie er keine Zärtlichkeit für seinen Neffen hatte, auch nicht daran, sich die Zuneigung des Jünglings zu erwerben. Er hielt ihn von frühesten Jugend an in der erniedrigendsten Abhängigkeit, die ein edles Gemüth empört und zum Verschleißten auf alle derartig gespendeten Wohlthaten veranlaßt hätte. Leider besaß Horace Lindsay ein solches nicht, und so zog er es vor, die Gaben zu nehmen, dafür aber den Geber zu hassen und zu betrügen.

Trotz seines ungeselligen, unliebenswürdigen Wesens hatte das Geschick dem von aller Welt verlassenem Beer doch einen treuen Freund bewahrt in seinem nächsten Gutsnachbar, dem Oberst Howard. Sie waren als Knaben Spielgefährten gewesen, hatten in demselben Regimente gedient, im Laufe ihres Lebens mehr als hundert Streitigkeiten mit einander gehabt und sich eben so oft wieder versöhnt, wobei der Oberst, der nie einen Zoll breit von dem wick, was er als Recht erkannte, seine Würde stets so wohl zu wahren wußte, daß er die einzige Person in Lord Wharton's Bekanntschaft war, welche dieser nicht als einen ihm Untergebenen zu behandeln wagte.

Man konnte dem Aeußern wie dem Charakter nach kaum einen größeren Contrast sehen, als ihn die beiden Jugendfreunde darboten. Die Hand der Zeit hatte die schlanke, leicht gebeugte Gestalt des alten Soldaten nur leise berührt; aus seinen schönen, ruhigen Zügen sprach der hohe, in einem wohlangeordneten Leben erworbene Friede, gepaart mit jener Festigkeit, welche denen eigen, die gewohnt sind, nicht nur Andere, sondern vor allen Dingen sich selbst zu beherrschen. Die Natur hatte ihm das Patent des höchsten, des Seelenadels angesetzt, während Lord Wharton's stolze gebieterische Erscheinung nur Furcht und Unbehagen einflößen konnte. Es war eins jener Gesichter, bei deren Anblick Kinder zu weinen anfangen und welche Erwachsene weit lieber in Bildergallerien als im täglichen Verkehr zu betrachten pflegen.

"Du irrst Dich," sagte Oberst Howard, als Antwort auf eine soeben von Lord Wharton gethane Aeußerung, während er neben ihm eine der stattlichen Alleen des Parkes von Trevor Manor entlang schritt, "die Bracht und Größe von Trevor Manor erdrückt Dich, komm auf ein paar Tage zu mir herüber."

Lord Wharton lehnte die Einladung durch ein Kopfschütteln ab.

"So laß Deinen Neffen Horace kommen."

"Ich glaube wirklich, es wäre Dir Ernst in Deinen Bemühungen um mich, jetzt sehe ich aber, daß Du Deinen Scherz mit mir treibst," sagte der Lord verlegt.

"Scherz?"

"Nennst Du wirklich glauben, die Gegenwart meines Erben mache mir Freude?"

"Erbel!" wiederholte der Oberst, "das ist es eben; hättest Du mehr an den Neffen und weniger an den Erben gedacht, so würdest Du glücklicher sein."

"Beklage ich mich?"

"Ich wünschte Du thätest es, Klagen erleichtern die zu schwer bedrückte Brust. Sieh, mein Neffe Jack weiß auch, daß, wenn ich sterbe, das Wenige was ich bestimme auf ihn übergeht, aber er liebt mich doch wie einen Vater und wird, oder mein Herz müßte mich arg täuschen, manche heiße Thräne über seine Erbschaft vergießen. Du bist noch Herr Deines Vermögens?" setzte der Oberst fragend hinzu.

"Unumschränkt," entgegnete der Lord, den Stock mit goldenem Knopf, den er in der Hand hielt, wie zur größeren Bekräftigung dieser Worte fester fassend.

"Das ist nicht wahr!" ließ sich plötzlich eine tiefe Stimme ganz in der Nähe vernehmen.

"Wer sprach da?" fragte der Peer sich erschrocken umblüend.

"Sie haben einen Enkel und der hat Anspruch auf Ihr Vermögen," ließ sich die Stimme weiter vernehmen.

"Lügner!" rief der Lord bleich vor Zorn.

Das beleidigende Wort war kaum seinen Lippen entflohen, so trat Walter Chester aus einem Gebüsch hervor, das ihn bisher den Blicken der beiden Freunde verborgen hatte. Jahre und Kummer hatten ihn so verändert, daß Lord Wharton in dem gebeugten, vor der Zeit gealterten Manne den Jüngling nicht wieder erkannte, der ihn einst so schwer beleidigt und an dem er sich so grausam gerächt hatte.

"Wer sind Sie?" fragte er deshalb hochfahrend, "mit

welchem Rechte wagen Sie sich auf so unverschämte Weise in unser Gespräch zu mischen?"

"Mit dem Rechte eines Gläubigers."

"Eines Gläubigers!" wiederholte der Lord mit verächtlichem Lächeln.

"Ja," entgegnete Walter Chester ruhig, "Sie schulden mir Gerechtigkeit — Gerechtigkeit gegen die Lebenden und die Todten, ich bin gekommen, sie von Ihnen zu fordern, das Grab hat mir sein Geheimniß enthüllt; Lord Wharton, wo ist mein Sohn?"

"Ihr Sohn?"

"Er ist wahnsinnig, Raymond," sagte Oberst Howard.

"Wahnsinnig!" rief der Unglückliche bitter lachend, "fragen Sie ihn, die Verförperung von Stolz und Bitterkeit, von Vorurtheil und Schwäche, ob er mich für wahnsinnig hält? Fragen Sie ihn, ob er dieses Zeichen der Mahnung nicht erkennt?"

Bei diesen Worten zog er die aus dem Grabe genommene Kette mit dem daran befestigten Medaillon hervor und hielt das letztere geöffnet dem erstanten Peer vor die Augen.

"Walter Chester!" rief er entsetzt.

"Ah, jetzt erkennen Sie mich."

"Als den Fluch meines Lebens! Gehen Sie, verlassen Sie mich auf der Stelle."

"Meinen Sohn!"

"Sie haben keinen Sohn!"

"Wiederholen Sie die Lüge, beschwören Sie sie auf diese Reliquie, dieses Pfand einer Liebe, deren Sie unwürdig waren!" rief Walter Chester. "Sie können es nicht, es sei denn, daß Sie zu dem Verbrechen der Tyrannei und Härtherzigkeit auch noch das des Mordes hinzugefügt hätten."

"Mr. Chester," sagte der Oberst Howard, erschreckt durch die das Gesicht seines Freundes überziehende Todtenblässe, wenn Sie wirklich der Mann sind, dessen geheime Heirath mit Lady Lucy deren Vater so tiefen Gram bereitete, so verlassen Sie uns, es ist hier weder der Ort noch die Zeit zu einer Erklärung."

"Sie mögen Recht haben, mein Herr, aber Sie sind sicher nicht Vater," entgegnete Walter.

"Ich bitte Sie, sich zu entfernen als Mensch, Christ und als ein Mann von Ehre," erwiderte der alte Soldat, dem der Zustand seines Freundes immer bedenkllicher zu werden schien. Es war jedoch nur eine vorübergehende Schwäche gewesen, das Herz, welches einen Augenblick ein menschliches Mäthen empfunden, war wieder zu Stein geworden. Mit harter, fester Stimme rief Lord Wharton:

"Schicke ihn nicht fort, Niemand soll sagen, daß ich den Blick eines Menschen gescheut."

"Laß Dir rathen, Raymond, ein andermal."

"Mein Howard, nein," unterbrach ihn der Lord, jetzt oder niemals. Laß uns allein, kein menschliches Ohr darf vernahmen, was zwischen mir und dem da verhandelt wird, bleibe in der Nähe, aber gehe außer Hörweite."

Der Oberst sah wol ein, daß bei der großen Aufregung seines Freundes jeder Widerspruch nicht nur vergebens, sondern auch gefährlich sein würde, er entfernte sich daher, ohne noch ein Wort zu äußern.

"Jetzt, mein Herr, was wollen Sie von mir?" fragte der Lord, sobald er mit Walter Chester allein war.

"Meinen Sohn," erwiderte dieser. "Wenn ich mich gegen Sie vergangen, so habe ich dafür gebüßt mit einer zerstörten Jugend, einem einsamen Mannesalter; wenn Ihre Tochter gegen Sie gefehlt, so ward sie dafür gestraft durch einen Tod, der jedes Verbrechen sühnen sollte. Ihr Kind aber ist unschuldig; wollen Sie, ein sündiger Mensch, wagen, die Macht Gottes an sich zu reißen und die Sünden der Väter heinzusuchen an den Kindern?"

"Nicht nur bis ins dritte und vierte, sondern bis ins tausendste Glied," zischte Lord Wharton zwischen seinen zu-

sammengepreßten Zähnen hervor, „nicht weil er Lucy's Sohn, sondern weil er der Ihrige ist.“

„Er lebt also?“

„Er lebt!“

„Gott sei Dank.“

„Aber nicht für Sie," setzte der rachsüchtige Mann hinzu, „wie Sie mich zum kinderlosen Greise gemacht haben, so soll auch Ihr Alter kinderlos sein, nicht soll seine Stimme Ihnen Trost gewähren in Ihrer letzten Stunde, nicht soll sein Fuß Ihrem Sarge folgen, niemals soll er hervorgehen aus der Dunkelheit, zu der ich ihn verurtheilt habe.“

„Ungeheuer," rief Walter Chester, „haben Sie kein Herz in der Brust?"

„Nein, erwiderte der Lord kalt, Sie haben es mir ausgerissen.“

„So soll das Gesetz —“

„Das Gesetz," unterbrach ihn der Peer mit spöttischem Lachen, „rufen Sie es doch an, wer will eine so wilde, unwahrscheinliche Geschichte nur anhören, und wäre dies selbst, womit wollen Sie dieselbe beweisen?"

„Gott wird mein Zeuge und Ihr Richter sein," erwiderte der unglückliche Mann, „der Tag ist nicht mehr fern, wo wir Beide vor seinem Richtersthule Rechenschaft ablegen müssen.“

„Ich fürchte mich nicht, Ihnen dort zu begegnen," erwiderte der Lord.

„Wie wollen Sie Ihrer hingeopferten Tochter entgegen-treten, wie die Grausamkeit rechtfertigen, ihr Kind zu einem Leben der Unwissenheit, der Armuth, vielleicht gar des Verbrechens verdammt zu haben?"

„Welche andere Erbschaft kann es von einem solchen Vater erwarten?"

„Unnatürlicher Vater! Ich wage nicht länger in Ihrer Nähe zu bleiben, aus Furcht, meine Empörung könne mich zu einer Handlung verleiten, die ich bei ruhigem Blute bereuen möchte. Leben Sie wohl Mylord, ich habe jetzt einen Lebenszweck, und eine Stimme sagt mir, ich werde Ihr Trug-gewebe zerreißen und meinen Sohn umarmen.“

„Auf Erden nicht," sagte der Peer sarkastisch.

„So wird ihn mir seine Mutter im Himmel entgegen-führen," erwiderte Walter in resignirtem Tone, „unser Wieder-vereinigung in einer bessern Welt zu hindern, das wenigstens vermag Ihre Bosheit nicht. Wenn ich bedenke, um welche wahre Glückseligkeit Ihr Stolz Sie betrogen, wenn ich mir Ihr einsames Alter, die Qualen Ihres verlassenen Sterbe-bettes vorstelle, so fühle ich, wie mein Haß und meine Verachtung gegen Sie dem Mitleid weicht.“

Ohne noch mit einem Blicke nach dem Eindruck zu spähen, den diese Worte auf Lord Wharton hervorgebracht, wandte sich Walter Chester um und ging langsam von dannen.

„Einsames Sterbebett," wiederholte der Besitzer von Trevor Manor, „ja ich bin der Letzte meines Hauses. Aber, was sind das für Gedanken, ich kann noch viele Jahre leben, ich bin kräftig, sehr kräftig für mein Alter und kann —“

Wie um den sich seiner Stärke Rühmenden zu überzeugen, daß er trotz seines Reichthums doch nur ein armer, hilfloser Sterblicher sei, wandelte ihn in diesem Augen-blicke eine Ohnmacht an, er wankte und wäre gefallen, wenn der schnell herbeigeeilte Oberst ihn nicht in seinen Armen aufgefangen hätte.

„Stütze Dich auf mich, Raymond," sagte der alte Soldat, „diese Unterredung war zu viel für Dich, Du bist krank.“

„Nein, nein, eine vorübergehende Schwäche," stammelte der Lord, „ich fühle mich schon wieder ganz wohl.“

„Wir wollen nach dem Schlosse gehen.“

„Nein, im Gegentheil, wir wollen unsern Spaziergang fortsetzen, die Luft wird mich erfrischen, ich danke Dir, ich kann sehr gut allein gehen.“

Aufrecht gehalten von seinem unbefiegbaren Stolge, dem Fluche seines Lebens, ging Lord Wharton einige Schritte und sank dann erschöpft auf eine Bank, befrachtet in dem Gedanken, seiner Würde in den Augen seines Freundes nichts vergeben zu haben.

„Du bist wirklich krank," sagte dieser, sich neben ihn setzend.

„Nein, sage ich Dir!" erwiderte der Lord heftig.

„So bist Du unglücklich?"

Lord Wharton antwortete nicht; er war zu stolz, eine Lüge auszusprechen, obgleich ihn eben dieser Stolz verleitet hatte, bei seinen Handlungen nicht bei der Wahrheit zu bleiben.

„Ist Walter Chester's Anklage wahr?" fuhr Oberst Howard fort.

„Du hast kein Recht, mir eine solche Frage vorzulegen.“

„Diese Antwort genügt mir, sie ist wahr.“

Es folgte ein verlegenes Schweigen von mehreren Minuten. Lord Wharton brach es zuerst, indem er sagte: „Angenommen selbst, Dein Argwohn wäre begründet — verzeihe mich wohl, ich mache mit diesem Worte kein Zugeständniß der Wahrheit — wäre ich bei meiner Handlungsweise nicht in meinem Rechte?"

„Nein.“

„Auch Du erhebst Dich gegen mich?"

„Ich kann nicht gegen meine Ehre und mein Gewissen sprechen, Raymond," erwiderte sein Freund. „Du warst in Deinem Rechte, als Du Deiner Tochter wegen ihrer heimlichen Heirath zürntest, dieselbe nicht anerkennen, nichts von ihrem Gatten wissen wolltest, aber Du hattest kein Recht, das Leben ihres Kindes zu verleugnen, es der Liebe des Vaters, des Erbtheils der Mutter zu berauben.“

„Darüber denke ich wol der beste Richter zu sein," erwiderte der Peer streng.

„Der allerschlechtesten, denn Deine Leidenschaft verblendet Dich, treibt Dich zum Verbrechen. Wenn Du einen Entschluß hast, so besitz er dasselbe Recht, nach Deinem Tode Trevor Manor zu erben, welches Du besahest, es nach dem Hinscheiden Deines Vaters für Dich in Anspruch zu nehmen. Unsere irdischen Güter sind uns nur für die Dauer unsers Lebens als Lehn gegeben.“

„Ich bedarf keines Mentors, mich meine Pflicht zu lehren," sagte der Lord sich von der Bank erhebend, „meine augenblickliche Schwäche und lange Freundschaft für Dich macht Dich anmaßend.“

„Anmaßend!" erwiderte der alte Soldat, empfindlich verletzt, „verzeihen Sie Gnade, ich habe es nie als eine Herablassung betrachtet, daß Sie mich mit Ihrer Freundschaft beehren, und werde mir deshalb dieselbe auch nicht dadurch zu erhalten suchen, daß ich mich herablasse gegen meine bessere Ueberzeugung zu sprechen.“

„Wie es Ihnen gefällig ist, mein Herr.“

In diesem Augenblicke ging ein Forstauffseher vorüber. Lord Wharton rief ihn herbei und befahl ihm, eilig nach dem Schlosse zu gehen, um ihm einen Wagen zu senden.





Maria Stuart bei ihrem Gänge auf Strling Castle. — Zu: Aus dem Leben einer Königin, Seite 214.

„Ich werde hier bleiben bis der Wagen kommt, ich kann Dich in diesem Zustande nicht allein lassen, wir wollen nicht so thöricht sein, jetzt miteinander zu streiten,“ sagte Oberst Howard, dessen besseres Gefühl über den augenblicklichen Zorn schnell die Oberhand gewonnen hatte.

„Ich lasse mich nie bis zum Streiten herab,“ erwiderte Lord Wharton kalt, „wenn Sie hier bleiben wollen, so kann ich das nicht hindern, ich bedarf Ihrer jedoch nicht.“ Damit wandte er sich von seinem Freunde ab, stieg, als nach wenigen Minuten der Wagen kam, mit Hilfe seiner Diener ein und fuhr davon, ohne den Obersten nur noch eines Blickes zu würdigen.

„Ich hätte nicht mit ihm streiten sollen,“ sagte der alte Soldat zu sich selbst, „man könnte eben so gut mit dem Speen streiten. Der Sache mit dem Enkel muß ich aber doch weiter nachforschen, er darf nicht mit einem solchen Geheimniß auf der Seele sterben.“

Von diesem Tage an ging eine sichtbare Veränderung mit dem stolzen Gebieter von Trevor Manor vor. Seine Spaziergänge erstreckten sich nur noch auf die Gemäldegallerie, wo eine lange Reihe von Ahnen mit traurigem Interesse auf ihren unglücklichen Enkel herabsah. Einige Wochen später hörte auch diese Bewegung auf, er hütete das Zimmer und seine Umgebung begann bereits über die durch sein möglichsterweise nahes Hinscheiden eintretenden Veränderungen nachzudenken. Der herbeigerufene Arzt wandte alle seine Kunst auf, allein die Krankheit nahm von Tag zu Tag einen existenz Character an, Arzneimittel konnten gegen sie nicht wirksam zu Felde ziehen, da das Uebel weit überwiegend moralische, als physische Ursachen hatte.

(Fortsetzung folgt.)

**Beschreibung des Modenbildes.**

Fig. 1. Robe von Mohair, couleur écarle, mit Garnitur aus grünem Taffet, welche in Fäden ausgeschnitten ist, deren Spitzen mit einem grünen Orlet von Posamentierarbeit versehen sind. Diese Garnitur bildet zwei rings um den Rock laufende Besatzreihen; eine dritte, von den Seiten aus nach der Taille emporsteigende Besatzreihe setzt sich daselbst bis zum Halsanschnitt, diesen ebenfalls umgebend, fort. Der anschließende Ärmel zeigt einen epaulet- und reversartigen Besatz desselben Arrangements.

Fig. 2. Robe von grauer Grenadine. Den Rand des Rockes garnirt eine ungefähr 8 Cent. breite Puffe, eingeschlossen von blauen Taffetpatten, welche, eine auf die andere übergeknüpft, je eine zusammenhängende Besatzreihe bilden. Die Knöpfe, von Posamentierarbeit, wechseln in blau und grau ab. Die Garnitur der Taille besteht aus Spangen von blauem Taffet. Der Ärmel zeigt unten ein dem des Rockes entsprechendes Arrangement, oben zwei einzelne den Ärmel rings umgebende Spangen.

Wenige Augenblicke nachher stand vor der Königin ein blühender junger Mann in reicher Hofkleidung, David Rizzio, Maria's Günstling und Geheimschreiber.

Aus dem Lande des Gesanges, aus Italien stammend, hatte er durch seine schöne Stimme und seine Kunst zu singen, wol auch durch seine einnehmende Gestalt, sein gewinnendes Wesen die Aufmerksamkeit der Königin auf sich gezogen. Bald befand er sich im Besitz ihrer vollen Gunst, denn selten unternahm sie etwas, ohne ihn gehört zu haben. Als ein Zeichen dieses Wohlwollens mußten wir den Umstand hervorheben, daß Maria ihn, wie früher, auch heute zu ihrer Privatstube in dem uns bereits bekannten Cabinet zuzog.

Mit sichtlichem Wohlgefallen ruhte der Blick der schottischen Königin auf dem Liebling, als er, ihre Hand küssend, fragte, was sie befehle.

„Mein lieber Rizzio,“ sagte sie mit jener Stimme, die Alle bezauberte, die sie einmal nur gehört, „tretet zu mir in dieses Bogenfenster und redet leis. Wie Ihr seht, bescheiden meine Dienerinnen die Tafel zum Nachtmahl, und ich wünsche nicht, daß jene Hören, was euch zu sagen mein Herz zwingt.“

Der Blick und das Angesicht Mariens hatte, während sie sprach, einen unruhigen Ausdruck angenommen, so daß Rizzio besürzt fragte, ob seine Königin und Herrin plötzlich unwohl sich fühle.

„Nein, nein,“ rief sie aus, „die Angst und die Unruhe, die meine Züge aussprechen, betreffen Euch.“

„Mich?“

„Es ist wahr,“ fuhr sie fort, „ich habe Euch vor Vielen, ja, den Meisten an diesem Hofe ausgezeichnet, Ihr dürft Euch kleiden, dürft mit Gefolge erscheinen, wie der Vornehmsten Einer, aber, Rizzio, Ihr überhebt Euch, Ihr berührt Euch mit Eurem Einfluß auf Eure huldreiche Königin, Ihr habt die Eifersucht des schottischen Adels und vor Allem Darnleys, meines Gemahls, erregt. Hütet Euch vor jenen, wie vor diesem. Laßt meine Warnung nicht vergebens sein!“

„Königin! was könnte mir in Eurer Nähe geschehen? Von dieser schönen Stirn die Wolken zu verbannen, giebt es ja ein freundliches Mittel.“

Nach diesen Worten nahm Rizzio die Laute, die auf dem Divan lag und sang ein reizendes französisches Lied.

Das Antlitz der Königin erheiterte sich.

„Ach, ja, lieber Rizzio, Ihr besitzt in Eurer Stimme den Zauber, den, wie man sagt, die Schlange in ihren Augen hat; doch seht, die Kerzen sind entzündet, die Tafel ist angerichtet.“

Die Königin nannte solche Soupers „kleine, ruhige und lustige Partien.“

Nur aus ihrem Charakter ist es zu erklären, wenn wir jetzt Maria beim Nachtmahl heiter und vergnügt mit ihrem Lieb- lingsherren sehen, sie, die noch vor wenigen Augenblicken uns als Bild der Trauer erschien, voll banger Ahnung für ihren Schicksal.

„Sing mir das Lied von vorhin noch ein Mal, lieber Rizzio,“ bat sie.

„Wie gern erfüll' ich Euren Wunsch,“ antwortete dieser und wiederholte das Lied.

Sie ergriff das Glas und rief: „Es lebe mein schönes, mein heißgeliebtes Frankreich! — Doch was ist das, hörtet Ihr nichts?“

Allgemeine Stille trat ein, Rizzio entfärbte sich. Man lauschte, ein Geräusch, das näher und näher zu kommen schien, ließ sich vernehmen, jetzt drang es in das Schlafgemach der Königin.

Plötzlich wurde die Thür zum Cabinet aufgerissen, eintrat Darnley, gefolgt vom Lord Ruthven in völliger Rüstung, blaß und geisterhaft aussehend, wie ein Mensch, der sich kaum von einer langen Krankheit erholt hat. Nach ihm drangen mehrere Andere herein, bis das eben nicht große Gemach mit Bewaff- neten angefüllt war.

Die Königin hatte sich zuerst gefast. „Wer giebt,“ fragte sie hoch und stolz ausgerichtet, „Dir, Darnley und Euch, Lords, das Recht, durch mein Schlafgemach in dieses Cabinet zu bringen? was suchst Du hier mit Waffen und gerüstetem Gefolge? Ist die Königin von Schottland nicht mehr Herrin in ihrem Hause, oder will man Musterung halten über ihre Tischgenossen?“

Während ihrer Rede hatte Rizzio, von banger Ahnung erfüllt, sich hinter Maria geschlichen und die Falten ihres Gewandes ergriffen, hoffend, die Unverletzlichkeit der Königin werde ihm Schutz und Rettung bringen.

„Madame! es kommt mir zu, Eure Fragen zu beantworten, hier ist die Antwort. Ich habe es nicht mit der Königin von Schottland zu thun, sondern mit einem Weibe, das ihren Mann und Gebieter treulos verrathen hat. Was jene angeht, so werde ich ihr bald zeigen, daß ich mir die eheliche Krone, die sie mir bis jetzt schmachvoll verweigert hat, erzwingen werde. Für heute erbitte ich mir nur die kleine, singende Vatter hinter Euch, die mein Blut vergiftet und die Gedanken meines Hirnes verbrannt hat.“

Bei diesen Worten ergriff Darnley Rizzio und schleuderte ihn in die Mitte der Verschworenen, im Getümmel wurde der Tisch umgeworfen und die Königin sank ohnmächtig in die Arme ihrer Kammerfrau.

Als sie erwachte, war es öde und leer um sie.

„Wo ist Rizzio?“ schrie sie auf, „wohin haben sie ihn gebracht?“ Von entsetzlicher Angst getrieben, stürzte sie durch das Schlafzimmer in das Vorgemach, dort am Eingang zur Treppe schwannte der Geist von Blut, dort lag der schöne Günstling, durchbohrt von unzähligen Wunden.

Starr sah die Königin auf den blutigen Leichnam, der Schmerz hatte ihr für den Augenblick die Sprache genommen, bleich, geisterhaft stand sie da, dann sank sie vor ihm nieder, legte das kalte Haupt in ihren Schooß und sprach halblaut mit rollenden Augen:

„Rizzio, Du sollst gerächt werden, das schwöre ich hier an Deiner Leiche.“

Und sie hielt Wort.

2.

Es giebt böse Geister, Die in des Menschen unverwahrter Brust Sich augenblicklich ihren Wohnplatz nehmen. Die schnell in uns das Schreckliche begeh'n Und, zu der Höl' entliehend, das Entsetzen In dem besetzten Busen hinterlassen.

Ein Glück, das, wo es einkehrt, der Hütte wie dem Palast den Schein der Verklärung verleiht, ein Glück, das die Frau des Tagelöhners in ihrem armseligen Kämmerlein eben so wie die königliche Frau im prunkreichen Schlafgemach beseligt, — ist die Geburt eines Kindes.

Der Juni desselben Jahres, in dem Rizzio als Opfer der Rachsucht fiel, bekränzte mit seinen blühendsten Rosen die Wiege eines Knaben in dem königlichen Palaste zu Edinburgh.

Nach langen Leiden und Trauer der erste Freudentag für die schottische Königin.

Die Wahrnehmung, daß ein solches Ereigniß Spaltungen zwischen Gatten ausgleicht und entfremdete Herzen einander wieder zuführt, bestärkte das königliche Haus nicht. Die Stimme, die für Darnley in dem Herzen Maria's zuweilen gesprochen, die ihn ungeachtet seiner Fehler entschuldigt hatte, schwieg seit jenem unglückseligen Tage, an dem Rizzio getödtet worden war. Vergebens bemühte sich Darnley, die That zu entschuldigen. Vergebens suchte er Ausöhnung; die Königin vernied, mit ihm zusammen zu treffen; an der Wiege ihres Knaben träumte sie vom Glück künftiger Tage, sie sah auf dem Kin- deshaupte bereits den Glanz der Krone schimmern; hier an dem Wiegenbette des einjüngigen Thronfolgers ging die von Maria im gesegneten Frankreich verlebte schöne Zeit vor der Seele vorüber. Hier war sie glücklich. —

Kurz nach dem unseligen Ende Rizzio's hatte Jemand im Palast Zutritt erhalten, der, so wollte es den Anschein gewin- nen, die Stelle Jenes in der Gunst der Königin einnehmen sollte. Es war Jacob Hepburn, Graf von Bothwell.

Seine prächtige Figur, sein Herz voll Muth, sein ganzes Auftreten voll Energie mußte ein weibliches Herz, wie das der Königin, um so mehr für sich einnehmen, je beklagenswerther die Figur war, die Darnley spielte, denn das Weib wird nur durch den Muth und die männliche Thatkraft gewonnen.

Was den Grafen der Königin aber am meisten empfahlen, war der Umstand, daß er laut und unerschrocken die Ermordung des Italiensers getadelt hatte. Es darf uns daher nicht Wunder nehmen, daß Maria den Grafen Bothwell, der „als Hüter aller Grenzen“ bei Ausübung seines Amtes schwer an der Hand verwundet wurde, ungeachtet der stürmischen Octoberzeit auf der königlichen Festung Castle of Hermitage besuchte.

Darnley hatte Edinburgh verlassen, nachdem er gesehen, daß alle Bemühungen, seine Gemahlin zu verböhnen, scheiterten, und war nach Glasgow übergesiedelt.

Die Königin selbst fühlte sich diesen Winter einsamer als zuvor, war sie auch glücklich als Mutter eines holden Knaben, so doch nicht als Weib; es fehlte ihr ein Herz, das ihre Liebe empfing und erwiderte.

„Ach, lieber Graf,“ sagte sie, als dieser, von seiner Ver- wundung geheilt, eines Tages vor ihr erschien, um für die Theilnahme, die sie ihm bewiesen, persönlich zu danken, „was nützt die Krone, was der Palast, beide können die Sehnsucht nicht befriedigen, und ewig wahr bleibt der Ausspruch: „Dünn Duff lebt zwar die Blume, ohne Liebe nicht das Weib.““

„Darf ich, hohe Frau, mir eine Bemerkung erlauben?“

„Redet frei!“

„Ich habe mit mehreren Großen Eures Reiches über den jetzigen Stand der Dinge nachgedacht, und wir Alle sind zu der Ueberzeugung gekommen, daß eine Trennung von Euren Gemahl und eine anderweite Vermählung nach dem Wunsch Eures Herzens Euch und das Reich glücklich machen würde.“

„Nein, nein!“ entgegnete die Königin, „ich will mich nie mehr vermählen.“

„Gegenwärtig,“ fuhr Bothwell fort, „würde auch der Schritt nicht zu rathen sein, denn Darnley ist in Glasgow an den Blattern erkrankt.“

„Dann soll man meinen Leibarzt senden, und Ihr, Graf, begleitet mich. Zu dem kranken Mann, was er auch geschieht und verbrochen, gehört sein Weib, hierinnen soll die Königin nicht von der Frau des Aermsten in ihrem Reiche übertroffen werden. Ich reise, und Ihr seid mein Begleiter.“ —

Vor den Mauern des alten Edinburgh lag damals ein ein- sam stehendes Haus im Felde, die Feldkirche genannt, vermuth- lich deshalb, weil in früheren Tagen daselbst Gottesdienst ge- halten wurde.

Dort treffen wir jetzt den erkrankten Gemahl der Königin. Sie selbst hat ihn hierher gebracht; die Ruhe und Einsamkeit des Hauses hat der Arzt für gut erklärt. Er ist auf seinem Lager eingeschlafen, auch der Kammerdiener im Lehnstuhle vom Schlummer übermannt worden, eine kleine Ampel erhellt das Gemach. Die Februarnacht ist stürmisch, weicher nasser Schnee wird an die Fenster geworfen, der Wind pfeift unheimlich über die Fläche hin, zwei Gestalten eilen von dem Fenster des Ge- wölbes, über dem sich das Krankenlager Darnley's befindet, fort, ein kleiner Lichtschein, ein ausglühendes Ende einer Lunte, zuckt in dem Gewölbe, da mit einmal um Mitternacht ertönt ein furchtbarer Knall, die ganze Stadt geräth in Bestür- zung, die Feldkirche ist in die Luft gesprengt worden, Darnley's Leichnam und den des treuen Dieners findet man im Garten.

Die erste Person, die auf dem Schauplatze dieser furchter- lichen Katastrophe gesehen wurde, war — Graf Bothwell.

3.

Ich erkenne ihn. Es ist der blutige Schatten König Darnley's. Der zünnend aus dem Graufgewölbe steigt. Und er wird nimmer Frieden mit mir machen, Bis meines Unglücks Was erfüllt ist.

Noch heutigen Tages sieht man auf einem Felsen am Forth bei der Stadt Stirling, die der Hauptschlüssel zum Hochland genannt werden kann, ein altes Schloß. In jenen Tagen, in denen das von uns Geschilderte sich zutrug, allerdings ein an- deres als jetzt, ungeschädigt, im alten Glanze lag es auf der Höhe und beherrschte weit und breit die Gegend. Welch ein Anblick genoß man aus den Fenstern der königlichen Gemä- cher, gegen Osten über sah man eine große Fläche von Aedern und Wäldungen, der Forth schlängelte sich, wie noch jetzt, durch das Gefilde und bildete eine Menge Halbinseln. Weiterhin liegt der Meerbusen, nördlich die Schill-Berge und ein gewalt- tiges Moorfeld.

Heut — es ist ein wunderschöner Maitag des Jahres 1567 — strahlt das Schloß und die ganze Gegend verklärt vom hel- lsten Sonnenschein, der Forth glänzt aus dem grünen Land wie ein goldenes Band, die Herzen der Menschen sind erfüllt von Frühlingsglück und schlagen freudiger, aber dort oben im Schloße, dessen Fenster schwerleidene Gardinen schließen, dort oben schlägt kein freudiges Herz, die Königin soll an der Wiege vom Bringen, die Mutter von dem Kinde Abschied nehmen.

Nach jenem unheilvollen Ereigniß, durch das Darnley zum gekommen war, hatte man den königlichen Sprößling, für dessen Leben man in Edinburgh fürchtete, hieher gebracht. Die Bitten der Mutter, das Letzte nicht von ihrem Herzen zu reißen, blieben damals unerfüllt, den Knaben aber einmal noch auf dem Schlosse Stirling sehen zu dürfen, gestattete man.

Begleitet von einem kleinen Gefolge traf sie dort ein. „Laßt mich mit meinem Kinde nur ein Paar Augenblicke allein!“

Es geschah. Der Knabe schlief in seiner kostbaren Wiege auf dem Knauf des Vorhangs, der nach Art der Himmelbetten über jene hernieder hing, hielt ein Engel die königliche Krone

**Aus dem Leben einer Königin.**

Von Moritz Horn.

Schottland! „das Land der Seen und Berge und der bra- ven Leute,“ wie es die Bewohner selbst nennen; wer hörte die- sen Namen, und dächte nicht an die Romantik aller jener erba- denen Naturschönheiten, die das Hochland enthält? Wem träten nicht die prächtigen Schilderungen vor die Seele, die aus der Feder eines Dichters, eines Walter Scott, geflossen sind? Wer möchte sich der Namen aller jener vielen Schlösser erinnern, ohne dabei an jene geheimnißvollen Sagen zu denken, die, ge- führt von der Ahnenfrau längst dahin geschiedener Geschlechter, durch die jetzt verfallenen Mauern wandeln? Ist nicht dort in jenem Lande die schauerliche Tradition heimlich von der un- heimlichen Gestalt des Vampyr? Glänzte nicht dort einst das Haus der Stuarts, deren fürstliche Gewalttherrschaft und Will- fähr mit den schottischen Rechten des Volkes unheilvolle Kämpfe heraufbeschwor?

Lebte, liebte, litt nicht dort jene Maria, die, Mutter, kinderlos ihr Leben vertrauerte, die, für die Freuden der Welt empfänglich, ihr Leben im Kerker vermachete, im eigenen Lande Königin und Gefangene, in der Heimath um des Glau- bens willen verwünscht, vom Ausland gesegnet war? In der Wiege gekrönt, liegt sie enthauptet im Sarge.

1.

Es schneidet mir ins Herz, Wehmuth ergreift mich, und die Seele blutet, Das Irdisches nicht fester steht.

Der Frühlingsdämmer der ersten Märztag des Jahres 1566 liegt über den Häusern von Edinburgh und über Holyrood- house, dem königlichen Palast, der viele hundert Jahre schon zur Residenz der Könige von Schottland gedient.

Die letzten Strahlen der scheidenden Sonne fallen in ein reich geschmücktes Cabinet, das an ein im französischen Geschmack eingerichtetes Schlafgemach stößt.

An dem Fenster des Cabinets steht ein junges, schönes Weib, das Haupt gefenkt, die feinen Hände über die Brust ge- faltet, es ist Schottlands blühende Königin, Maria, aus dem Geschlecht der Stuarts. Thränen perlen aus den umflorten Augen nieder auf die weiße Hand, leidenschaftlich hebt sich ihre Brust, schmerzlich ruft sie aus:

„Wie bin ich unglückselig! ein Mal nur war ich glücklich drüben in deinem Schooß, du, mein schönes Frankreich, das ich nie, nie wieder sehen werde. Warum verließ ich dich, warum wählte ich nicht den stillen Frieden eines Klosters in deinen Auen, was bewog mich, ihm meine Hand zu reichen, jenem Darnley, der ein Vergnügen daran findet, mich zu peinigen, argwöhnisch jeden meiner Schritte bewacht, die, welche ich ehre und mit meiner Gunst begnadige, finsternen Blickes betrachtet, als laure Mord gierig in diesen stehenden Augen? Vor Allen aber bist du ihm verhaßt, mein armer Rizzio, dessen Gefänge mich erheitern, der du die liebliche Sprache meines mir ewig unvergesslichen Frankreich sprichst. Soll ich den Einzigen, dessen Umgang mich mein Leiden vergessen läßt, aus meiner Nähe verbannen? nein, nein, aber warnen will ich ihn, sobald er heute kommt.“

Sie läutete das silberne Handglöckchen.

„Ist Rizzio bereits im Vorgemach?“ fragte sie die eintre- tende Kammerfrau.

„So eben steigt er die geheime Treppe, die nach dem Para- dezimmer führt, herauf,“ antwortete die Dienerin.

„Laß ihn sogleich zu mir kommen.“

ein kostbarer Krug stand nebst einer Schaale auf dem Tisch, ein Stuhl mit Frankreichs Lilien am Kamin, ein reicher Teppich dämpfte den Fußtritt.

Marie kniete an der Wiege nieder und betete leise: „Hohe Himmelskönigin, die Du das Leid unter dem Kreuze Deines Sohnes erfahren, wie keine Erdenmutter, siehe herab auf die, welche jetzt, schwerer Ahnung voll, vor Dir im Staube am Bette ihres Kindes kniet. Man hat es mir genommen, aus den Gemächern des königlichen Palastes in dieses einsame Schloß gebracht und mir das Recht versagt, es mit mir zu nehmen, für dasselbe zu wachen, zu sorgen und es an schützender Hand die ersten Schritte zu lehren. Nur einmal noch ist es mir gewährt den Knaben zu sehen, und dieser Augenblick soll ein heiliger werden, indem ich das Kind Dir an's Herz lege. Schütze es, laß es glücklich werden als seine arme Mutter, diese nimme bald auf in Dein himmlisches Reich, denn für mich ist dieser Erde Glück vergangen auf immerdar.“

Geräusch Nahender ließ sich vernehmen, Maria hatte sich erhoben, nicht mehr demüthig, wie vorhin die Betende, nein, stolz und kalt stand sie an der Wiege, den Vorhang mit der einen Hand haltend. Mit der andern auf den noch immer schlafenden Knaben zeigend, sprach sie zu dem vor ihr stehenden Grafen Mar, neben den sich sein großer schottischer Hund gesetzt hatte, der, als ob er die Sprache der Königin verstünde, mit klugen Augen zu ihr emporblickte: „Graf, ich will an dem Bette meines Kindes vergeßen, wie Ihr hauptsächlich der Urheber gewesen, daß der Prinz von der Königin, die Mutter von dem künftigen getrennt worden ist, aber ich mache Euch für sein Glück, für sein Leben verantwortlich; schweres Leid komme über Euer Haupt, wenn durch Euch diesem ein Haar gekrümmt wird. Einst fordert das Reich seinen König, die Mutter ihren Sohn von Euch.“

Noch ein warmer Blick — der letzte — fiel auf das Kind, und die Königin von Schottland verließ Stirling. Schnell erfüllten sich die Worte ihres Gebetes: Für mich ist dieser Erde Glück vergangen auf immerdar. Sie hatte das stehende noch ein Mal ergründen wollen, ihr volles Herz, ganz vereint, ohne Kind, ohne Gatten, hatte sich ein glänzendes Paradies geträumt; umgeben von der blühenden, schönen Naturherrlichkeit des wohnigen Mai hatte sie nur dieses ihr Herz, nicht den abtrahenden Verstand, nicht die allgemeine Stimme ihres Volkes gehört, als sie den Grafen Bothwell zu ihrem Gemahl erhoben, um bald nachher, von ihm hart und unehrerbietig behandelt, unter bitteren Neuetränen händeringend auszurufen: „Was hab ich gethan! Verzichtet auf die Achtung der Welt, meine Ehre geopfert einem solchen Manne! o Gott, weshalb übergießt du mich so harter Prüfungssqual, kannst du ein Herz so strafen, das, wenn es geküßt hat, nur in Liebe fehlte, gebrochen und gemißhandelt aber sich aufrichten mußte, um Rache zu nehmen; haben die, welche mir nahe standen, ein Recht dazu gehabt, etwa weil ich die Undankbaren, die Unwürdigen über Alles geliebt? Ach, gebt mir ein Messer, lieber sterben als seine Behandlung länger ertragen.“

Am Jahrestag der Vermählung mit Bothwell trugen die Wellen des Golfes von Solway ein Boot, es führte die landesflüchtige Königin der Schotten nach England einer Gefangenschaft entgegen, aus der sie Erlösung fand durch — das Weil.

Wir glauben diese kurze Schilderung aus dem Leben einer Königin, die von sich behaupten durfte:

Ich habe menschlich, jugendlich geseht, Die Macht verführte mich, ich hab' es nicht Verheimlicht und verborgen, falschen Schein Hab ich verschmäh't mit königlichem Freimuth; Das Aergste weiß die Welt von mir, und ich Kann sagen, ich bin besser als mein Ruf, nicht besser abzuschließen, als mit dem, was ein deutscher Reisender in England geschrieb'n hat.

Wenn man Alles erschöpft zu haben glaubt, was der schöne Romantismus und die Feudalzeit hervorgebracht, dann mache man sich auf von Castle of Stirling nach Edinburgh, und besuche auf dem Wege das alte, schön zwischen Bäumen gruppierte Schloß, wo Maria Stuart ihr Leben empfing, um es nicht fern davon durch der Schwester Beil wieder zu verlieren, und nun eröffnet sich ein Anblick, der wol keinen seines Gleichen hat. Maria Stuart und Elisabeth haben in derselben Westminster-Abtei und unter derselben Wölbung in der Capelle Heinrichs VII. ihre Monumente erhalten. Hier ruhen sie im Tode vereint. Der schöne Leib der Maria liegt als friedliches Marmorgebilde ausgestreckt da, ihr heißes Blut, ihr liebebedürftiges Herz, ihr stolzer, poetischer Sinn und Alles, was ihr Unglück ausmachte, ist hier in diesem kalten Steine gestillt. Man schreitet in Groll zu dem prachtvollen Denkmal ihrer Feindin hinüber. — In Orford kann man die Bilder der beiden königlichen Schwestern nicht ohne Nührung ansehen. Von der stolzen Elisabeth, der gewaltigen, schwermüthigen Königinjungfrau mit dem flammenden, rothen Haare und dem geschneiderten, steifen Leibe, mit den starren, widrig hervorstechend glänzenden Augen, wendet sich der Beschauer mit tiefer Nührung zu dem lieblichen, Anmuth, Milde und Vergebung strahlenden Antlitz der Märtyrin Maria Stuart, die mit der bezaubernden Schönheit ihrer edlen, einfachen Züge, mit diesem sanften, schwimmenden Auge und reizenden Munde, mit diesem unbeschreiblichen Schmelz von Gemüth und feiner Sinnlichkeit, und mit diesem unaussprechlichen Zuge der Herzensgüte und Sanftmuth, in ihrem schwarzen Gewande, das bloß ein Kreuz ziert, stehend aus all diesen stolzen Bildern hervortritt und unwiderstehlich hinreißt und bezaubert.

[821]

### Zur Geschichte der Spiegel.

Körper, welche die Lichtstrahlen möglichst vollständig und regelmäßig zurückwerfen, heißen, wie allbekannt, Spiegel. Wie sie, dienen nur wenige Dinge auf der Welt zu so mannichfaltigen Zwecken.

Daß ein Spiegel heut zu Tage das erste und unbedingt Erforderniß für einen Toiletentisch ist, brauchen wir unsern Leserinnen nicht erst zu sagen; leider wird er hier jedoch nur selten zu der Bestimmung benutzt, die seine natürlichste zu sein scheint: zur Selbsterkenntniß — vielmehr macht er sehr häufig den Büßlich zu einem Altare, vor dem die Eigenliebe, die Eitelkeit ihr eigenes Bild verehrt, vor dem sie es wie das Bildniß einer Schutzheiligen schmückt, ohne Unterlaß bemüht, jeden Reiz zu erhöhen oder jede Beschädigung der unbarmherzigen Zeit auszubessern. Desto nützlicher und gewinnreicher, desto werthvoller ist der Gebrauch der Spiegel in der Hand eines Jüngers der Wissenschaft, denn schon seit langer Zeit sind die Spiegel nicht mehr bloß die unentbehrlichen Diener des menschlichen Schönheitsgefühl's und der menschlichen Eitelkeit, sondern neh-

men auch unter den Instrumenten des Naturforschers, des Astronomen, ja jetzt selbst des Arztes einen höchst bedeutungsvollen Rang ein. Um nur einige Beispiele dafür anzuführen, wollen wir daran erinnern, daß der Physiker mittelst des Brennpiegels die Kraft der Sonnenstrahlen und des Feuers, die Schmelzbarkeit der Metalle und die Brennbarkeit des Diamanten kennen gelernt; daß der Astronom durch die Spiegelteleskope die größten Entdeckungen im Himmelsraume gemacht hat; daß durch den Augenspiegel dem Physiologen die wichtigsten Aufschlüsse über den urwäclichen Zusammenhang von mancherlei Lebenserscheinungen des thierischen Organismus geworden sind, und daß der Arzt sich desselben bedient, um das für gewöhnlich dunkle Innere des Auges zu beleuchten und sichtbar zu machen, also zur Erkennung krankhafter Zustände des Auges.

Doch es hat einst eine Zeit gegeben, wo man weder von alle Dem eine Ahnung gehabt, noch überhaupt ein solches Ding gekannt hat, das wir unter dem Namen Spiegel jetzt sogar in jeder Bauernhütte finden. Die Menschen, welche vor dieser nützlichen Erfindung unsern Planeten bewohnt haben, mußten sich, wie jener reizende Jüngling Narcissos, der Sohn eines Fluggottes in Bbötien, der von allen Mädchen geliebt wurde, ohne jedoch eines von ihnen zu ehren, bis er sich zur Strafe in sein eigenes, aus einem „lauteren Quell mit silberhellem Wasser“ entgegenstrahlendes Bild sterblich verliebte, — sie mußten sich, sagen wir, mit dem klaren Wasser der sanft dahin gleitenden Bäche oder „Spiegelglatter“ Seen begnügen, wollten sie sich selbst betrachten. Nicht auf lange Zeit konnte man aber mit diesem unzuverlässigen Spiegel, den ein Hauch des Windes schon zu zerstören vermochte, zufrieden sein: man sann daher bald auf Mittel, diesem Uebelstande abzuhelfen und verselb schließlich auf die Metalle, da man gewiß das Reflexionsvermögen blank polirter Metallflächen durch Zufall kennen gelernt hatte.

Die älteste Anwendung von metallenen Spiegeln findet sich im zweiten Buche Moses (38. Cap. 8. V.) und zwar mit Bezug auf eine von den Israelitinnen aus Aegypten mitgebrachte Sitte. Dort war es nämlich üblich gewesen, die Spiegel, vermuthlich weil sie ihrer geringen Größe wegen noch nicht zur Zierde eines Zimmers dienen konnten, als Schmuck des weiblichen Geschlechtes zu benutzen. Die Israelitinnen trugen nun auch, wenn sie sich in ihrem größten Staate vor der Thür der Stiftshütte während des Gottesdienstes versammelten, metallene Spiegel an sich. Als aber das Heiligthum erbaut und mit den nöthigen Geräthen versehen werden sollte, so nahm Moses den Frauen ihre Spiegel, um daraus das „Handfaß“ der Priester verfertigen zu lassen. Diese Geschichte hat eine in die Augen springende Moral: das schöne Geschlecht soll wenigstens seine Eitelkeit ablegen, wenn es in das Gotteshaus geht, und aus den Thorheiten der Menschen vermag ein kluger Finanzminister Nutzen zu ziehen.

Bei den Griechen ist der Gebrauch von Spiegeln aus Metall älter als ihre Geschichte, da sie ja ihre erste Cultur den Aegyptern verdanken. Wir erfahren daher aus ihrer Mythologie, daß sich Aphrodite (Venus), die Göttin der Schönheit und Liebe, bei ihrer Toilette stets eines Spiegels bedient und sich dadurch von der „ehrbaren“ Here (Juno) und der Kriegsgöttin Pallas Athene (Minerva), welche sich nicht den Schein der Eitelkeit geben wollten, unterschieden hat; deshalb soll auch das Zeichen, wodurch die Astronomen noch jetzt den nach der Venus benannten Planeten bezeichnen, in den ältesten Zeiten ihren runden Spiegel mit dem Handgriff bedeutet haben.

Als Helena, die schöne Gemahlin des spartanischen Königs Menelaos, den Gatten, das Vaterland und ihre Ehre um des feigen Paris willen vergaß, wodurch sie die Veranlassung zum trojanischen Kriege gab, versäumte sie nicht, ihre goldenen Spiegel nach Troja mitzunehmen.

Da die gelben Metalle, als Kupfer und Gold, kein ganz reines Bild geben können, da Stahlspiegel leicht rosten und die dem Roste widerstehende Platina erst eine Entdeckung der Neuzeit ist, so galt den Alten das Silber als das geeignetste Spiegelmetall, und als in Rom der Luxus so ungeheuer überhand nahm, wollte jede Dienstmagd, wie Plinius (am Ende des 1. Jahrh. n. Chr.) klagt, ihren silbernen Spiegel haben. Einige Jahrhunderte später geschieht in den römischen Rechtsbüchern häufig Erwähnung sowohl silberner Toiletten, als auch Wandspiegel, die aber vermuthlich zumeist nur mit dünnen Silberplatten belegt gewesen sind, oder aus sogenanntem weißen Metall, einer Mischung von Zinn und Kupfer bestanden haben.

Daß auch in der neuen Welt die Spiegel nicht unbekannt geblieben, ist wol sehr natürlich. Nach der Entdeckung von America fand man denn auch den Gebrauch der Spiegel bei den Peruanern schon allgemein verbreitet; sie verfertigten dieselben aus schwarzer Lava, aus Markasit (Gesundheitsstein) und aus Metallen.

Zum allgemeinen Gebrauch gebührt nun vor allen anderen untreuig den Glasspiegeln der Vorzug. Billig unbekannt können dieselben auch schon den Alten nicht gewesen sein, da ja die Kunst der Glasbereitung — Dank sei es jenen phöniciischen Seelenten, die, wol tausend Jahre v. Chr. Geb., einst am Fuße des Berges Carmel am sandigen Gestade des Belus über einem Feuer ihr Eisen kochten wollten und, weil sie keine anderen Steine hatten, große Stücke Salpeter vom Schiffe holten, so daß aus dem am Feuer geschmolzenen Salpeter, der Holzasche und dem Kieselstaub das erste Glas entstand — bereits von ihnen ausgeübt wurde, und sie auch oft den vollkommensten Glaspiegel in den Händen hatten, insofern sie das Quecksilber in gläsernen Flaschen aufzubewahren pflegten; in der berühmten Glashütte des Alterthums zu Sidon sollen auch sogar Glasspiegel verfertigt worden sein. Daß dergleichen trotzdem die Metallspiegel bei den Alten nicht verdrängt haben, davon liegt ohne Zweifel der Grund darin, daß man noch nicht verstanden, die hintere Seite des Glases mit einer un durchsichtigen glänzenden Masse zu belegen, wodurch unsere Spiegel eine solche Vollkommenheit erlangt haben: die Alten haben daher die eine Seite des Glases, um demselben die Eigenschaft eines Spiegels zu geben, schwarz färben müssen, wodurch aber das Bild an Schönheit und Reinheit noch mehr, als bei Metallspiegeln, verliert.

Die Belegung oder Folirung der Glaspiegel mit Zinn oder Blei ist gewiß nicht vor dem 13. Jahrhundert erfunden worden und war anfänglich sehr unvollkommen, indem man bloß das geschmolzene Zinn oder Blei auf die noch heißen Glaspfannen goß. Die spätere Art der Belegung mit einem Amalgam aus Zinn und Quecksilber ist erst im 16. Jahrhundert auf der berühmten venetianischen Glasfabrik zu Murano erfunden worden. Dieser Erfindung verdankten es die venetianischen Spiegel, daß sie bald über die ganze civilisirte Welt verbreitet wurden, obgleich man ihnen durch das Blasen des Glases noch keine beträchtliche Größe zu geben vermochte. Diesem Monopol machte daher der Franzose Abraham Thevenot am Schlusse des 17. Jahrhunderts ein Ende, indem er zuerst große gegos-

sene Spiegel herstellte, die sich besonders auch durch ihre Stärke auszeichneten. Da aber der Guß ungeheure Kosten verursachte und mit bedeutenden Schwierigkeiten verbunden war, so experimentirte man, um auch große Spiegelglastafeln blasen zu können, so lange hin und her, bis es endlich nach vielen vergeblichen Versuchen gelang, eine solche Methode aufzufinden. Nach dieser werden z. B. in der St. Petersburger Fabrik Spiegel von ungeheurer Größe geliefert.

In der neueren Zeit nun waren mit Recht vielfache Bedenken gegen die Benutzung des Quecksilbers zur Spiegelfolie erhoben worden. Man schlug daher das Silber als Ersatz vor, nur fehlte es lange an der Methode einer zweckmäßigen Befestigung desselben, bis sie endlich der große Chemiker Liebig entdeckte. Da hier jedoch nicht der Ort ist, auf das Technische näher einzugehen, so wollen wir nur erwähnen, daß sich solche Silberspiegel entschieden durch helleren Glanz und größeres Feuer auszeichnen, und ihr Reflexionsvermögen doppelt so groß als das der Quecksilberpiegel ist. Freilich muß hierbei bemerkt werden, daß ihr Reflexionsvermögen leichtestem Anflug von Gelb hat, wie dies nach physikalischen Gesetzen nicht anders der Fall sein kann; allein abgesehen davon, daß schon ein sehr geübtes Auge dazu gehört, um diese leichte gelbliche Färbung wahrzunehmen, so können wir unsere Leserinnen versichern, daß der bläuliche Schimmer ein anerkannt intensiveres Bild liefert, Teint und Toilette viel vortheilhafter erscheinen läßt, als der bläuliche Reflex eines Quecksilberspiegels. Auch die Dauerhaftigkeit der Silberpiegel ist entschieden eine größere: sie werden niemals trübe, wie dies bei jenen, namentlich wenn sie in heiße Zimmer gehängt werden, oder den Sonnenstrahlen viel ausgesetzt sind, wegen der außerdem so gesundheitschädlichen Verdampfung des Quecksilbers der Fall ist. Schließlich ist auch anzunehmen, daß sich die bis jetzt allerdings noch ziemlich hohen Produktionskosten bei zunehmender Bervollkommnung verringern werden. Möchte die Industrie Mittel finden, die Silberpiegel zu mäßigen Preisen herzustellen, damit dieselben recht bald das Quecksilber aus Fabrik und Haushalt verdrängen!

[819]

Dr. Hugo Schramm.

### Decalcomanie.

Wenn man die großartigen Erfindungen und Productionen unseres Jahrhunderts überdenkt, könnte man sich fast versucht fühlen zu glauben, daß der Menschengeist nachgerade erschöpft sein, und endlich in ein gewisses Stadium der Passivität eintreten müsse, wenn nicht die fort und fort sich erneuernden Inventionen auf dem Gebiete der Wissenschaft wie Industrie ein sprechendes Zeugniß abgaben für das Gegentheil. Die ewig junge Schöpferkraft des menschlichen Geistes, welche in nie versiegender Fülle das All durchdringt, sucht sich aus allen Sphären desselben Motive zu immer neuem Gestalten. Nehrlich der göttlichen Allmacht, welche, als sie die Riesenhäupter der Berge in die Wolken hob und des Meeres Tiefen mit Unergründlichkeit deckte, doch nebenher nicht versäumte, Feld und Wiesen mit Blumen zu schmücken und die Federn des kleinsten Vögels zu malen in wunderlieblicher Farbenpracht, — bethätigt auch der Menschengeist seine allumfassende Schöpfergewalt, zwingt er die Elemente seinem Willen zu dienen, die Blitze des Himmels seiner Führung zu gehorchen, und schafft zu gleicher Zeit der sorgenden Hausfrau eine Zaubernadel, die in wenig Augenblicke ganze Wunderwerke verrichtet, und läßt tausenderlei Dinge erstehen zu Nutz und Vergnügen der Großen und Kleinen.

Die Decalcomanie nun ist eine von den Erfindungen der Neuzeit, durch welche zwar nicht wie durch die großen Inventionen unsers Jahrhunderts im Fluge weniger Momente die entferntesten Welten mit einander verbunden oder mit electrischem Feuer die Gestirne überstrahlt und die mythischen Schatten der Nacht in Tageshelle umgewandelt werden, welche aber, wenn gleich bescheidener in ihrem Auftreten, dem weiblichen Fleiße eine reiche Ausbeute und der reifern Jugend namentlich ein unterhaltendes und gleichzeitig Nutzen schaffendes Vergnügen zu gewähren im Stande ist. In unserm Zeitalter, das mit Dampfseile selbst Gott Kronos im Fluge zu überholen strebt, finden auch die Frauen nicht mehr Mühe — wie es früher und besonders im Mittelalter wol geschah — ein ganzes Menschenleben auf die Herstellung eines mit der Nadel geschaffenen Kunstwerks zu verwenden; der Geist des Fortschritts sorgt dafür, daß solches schneller gelinge, daß bei fast jeder Beschäftigung in kürzester Zeit der reichste Effect zu erzielen sei.

Letzterem Zweck nun recht eigentlich zu entsprechen, hat die Decalcomanie sich zur Aufgabe gestellt. Die Decalcomanie oder Metachromatypie beruht auf dem überaus einfachen Verfahren: in feinstem Farbedruck ausgeführte Bilder von dem ihnen als Folie dienenden besonders präparirten Papier direct und in unveränderter Erscheinung auf alle nur erdenklichen Stoffe und Gegenstände zu übertragen, so daß dieselben das Ansehen einer Delmalerei oder Mosaik gewinnen. Diese präparirten Abziehbilder oder Schablonen, welche in äußerst ziellicher und correcter Zeichnung ausgeführt sind, existiren in circa 400 Vorlagen von verschiedenster Größe und Darstellung, wie Blumen- und Thierstücke, Landschaften, historische und Genrebilder ersten und kömischen Gehalts, und geben eine zweifach verschiedene Ansicht, nämlich, entweder zeigen sich dieselben gleich in den angelegten Farben, oder mit einem Milch-, Gold- oder Silberüberzug bedeckt, welcher erst nach dem Aufleben des Bildes verschwindet; mit den ersteren verziert man vorzugsweise Gegenstände mit hellem Grunde, die letzteren dagegen lassen sich für jeden Fond, besonders aber für einen dunkeln oder ganz schwarzen verwenden, auf welchem das an bestimmten Partien haften bleibende Gold oder Silber einen sehr hübschen Effect giebt. Zu beziehen sind diese präparirten Schablonen nebst dem sonstigen Zubehör und eingehender Gebrauchsanweisung einzeln oder in eigens eingerichteten Cartons je nach Anzahl zum Preise von 10 Sgr. bis zu 10 Thalern aus der lithographischen Kunstanstalt von C. A. Kocher in Nürnberg, so wie von A. Amoneja in Wien, C. Rückert am Marktplatz in Stuttgart, Max Navizza in München, Nebfamen und Nagel in Zürich, — in Berlin von J. C. Arnous, Heilige Geiststraße Nr. 31, und J. F. Heil und Comp., Leipziger- und Charlottenstraßen-Ecke. Sämmtliche genannte Firmen übernehmen auch Bestellungen nach außerhalb.

Das beim Uebertragen der Bilder anzuwendende Verfahren ist nun einfach folgendes. Man übertricht die Vorderseite, das heißt die farbige Fläche des gewählten Bildes, mittelst eines weichen Pinsels dünn und gleichmäßig mit Lackfirnis, legt dasselbe dann mit dieser Seite auf den zu

verzieren den Gegenstand und drückt es mit einem weichen gallerten Tuche von der Mitte aus glatt nach allen Seiten hin fest auf. Dann bestreicht man die Rückseite des Bildes mit einem feuchten Schwamme so lange, bis das Papier völlig von der Feuchtigkeit durchzogen ist, hebt dasselbe an einer Ecke mit der Scheere oder Pincette etwas empor und zieht es vorsichtig und behutsam von der Fläche ab, wobei dann der Farbendruck auf dem Gegenstande haften bleibt. Das so erhaltene Bild wird nun nochmals mit dem feuchten Schwamme einigemal leicht überwischen, wodurch der zurückgebliebene, die Ablösung des Papiers bewirkende Schleim mit fortgenommen wird; nach mehrstündigem Trocknen sind die Farben vollkommen fest erhärtet, und kann der mit denselben verzierte Gegenstand, sei es nun Glas, Porzellan oder dergleichen, ohne Rücksicht mit kaltem oder warmem Wasser gewaschen werden.

Der Erfolg dieser mit so geringer Mühe auszuführenden Arbeit ist ein überaus dankbarer, und läßt sich dieselbe, besonders auch der Frauenwelt, um so unbedingt empfehlen, als sie gleichzeitig mit vollem Rechte für ein Mittel zur Förderung des Farben- und Schönheitsgutes angesehen werden kann, der stets von Neuem angeregt wird, wenn es gilt, eine Schablone von geeigneter Größe und symmetrischer Form in Bezug auf den zu decalirenden Gegenstand, ferner der Grundfarbe und Bestimmung desselben entsprechend auszuwählen. Da die Decalcomanie zudem als Ausschmückung von Gegenständen jeden beliebigen Genres in Anwendung zu bringen ist und die präparirten Vorlagen fast alle Gebiete der Darstellung umfassen, so dürften sich bei eutigermaßen gutem Geschmack gar hübsche Compositionen damit ausführen lassen, und vielleicht sogar, durch die hiermit gegebene Anregung veranlaßt, eine oder die andere phantasievolle junge Leserin den Gedanken fassen, mit Hilfe dieser Kunst ihr Zimmer zu einem reizenden Boudoir aus der Zeit Ludwig XIV. umzuschaffen, dessen Fenster, statt der Vorhänge, mit historischen oder Landschaftsbildern decalirt, gleich den antiken Glasmalereien ein mystisches Dämmerlicht verbreiten würden, und in dessen traulichen, mit kleinen Genrebildern oder mit bunten Blumen, Vögeln und Schmetterlingen belebten Räumen es sich gar wunderbar träumen müßte von der versunkenen Herrlichkeit früherer Zeiten.

[840]

v. M.

### Die Mode.

Les extrêmes se touchent! — Dem hohen himmelstürmenden Damenhut folgt der bescheidene Bibihut, welcher vor ungefähr 25—30 Jahren en vogue war. Die einzelnen Versuche der Modisten, den hohen Schirmen durch Biegung nach der Stirn ein bescheideneres Ansehen zu geben, bilden eigentlich nur das kurze Interregnum zwischen der Herrschaft des hohen und der Herrschaft des niedrigen Damenhutes.

Der moderne Bibihut hat eine schmale Basse, welche das Gesicht nur wie der Streifen einer Haube umrahmt, und läßt die Ohren frei, so daß die ungeheuren goldenen Ohrringe, welche die Mode jetzt dem Schmuck der Landleute entlehnt, völlig zur Geltung kommen. Sich nicht begnügend mit den großen englischen Ohrringen à la fermière normande, tragen viele Damen sogar statt der Ringe allerlei Hausgeräth, Handwerksutensilien, Freimaurer-Insignien u. en miniature als Schmuck an den Ohren, wobei jedoch zu bemerken ist, daß von diesen kleinen Laternen, Waageschalen, Winkelmaßen, klingenden Glöckchen u. dergl. nicht Leichtigkeit gefordert wird.

Eine sehr angenehme Erleichterung für Damen, welche ihre Hüte selbst anfertigen, sind die mit farbigem Tüll überzogenen Hutfasans zu Grepshüten, welche in großen Hutbandlungen in allen Farben: blau, rosa, habana u. c. zu haben sind. Unter den Sommerhüten sind Hüte von Kautschuk zu bemerken, die den italienischen Strohhüten täuschend ähnlich sehen.

Als besonders harmonirend mit den jetzt beliebten umfangreichen Haarfrisuren der Damen sei der kleinen capotenartige Tüllhüte Erwähnung gethan, die, fast gänzlich ohne Schirm (Basse) die Wangen frei lassend, in ihrem geräumigen Kopfe von gezogenem Tüll der bauschendsten Frisur Raum geben, um so mehr, als die statt des Bavolets angebrachte schmale Tüllkränze dem Chignon die Bedeckung des Nackens allein überläßt. — Gleichgeformte Hüte mit weichem Fond aus farbigem Taffet mit schmaler Basse von Stroh, statt des Bavolets zuweilen nur mit einer Schleife versehen, welche auf das Chignon fällt, werden ebenfalls mit Vorliebe getragen, und wenn auch der kleine Raum unter der Basse keine so reiche Garnitur zuläßt wie bei den Hüten der vorigen Saison, so schmückt eine Blume, eine flache Schleife am Scheitel, halb verschleiert durch eine auf die Stirn fallende Spitze, doch hinreichend, um die Blumen-, Band- und Spitzmassen der nur bald glücklich beseitigten Hutformen nicht vermischen zu lassen. So klein diese modernen Hüte sind, geben sie außen immer noch Raum genug her für die reizendsten Blumen-, Band- und Stroh-Garnituren, ja die Kaiserin Eugenie erschien sogar unlängst in einem weißen Tüllhut der eben beschriebenen Art, auf welchem außer einem weißen Fliederzweig noch ein kleiner Vogel sich sonnte, während im Innern des Schirmes ein grünsammetner, goldgetupfter Schmetterling die duftenden Haarwellen des kaiserlichen Hauptes berührte.

Dieser grüne Schmetterling auf dem Scheitel der Kaiserin erinnert mich an einen andern Schmetterling aus Haaren, welchen dieselbe hohe Dame kürzlich von dem berühmten Pariser Haarfriseur Lemonnier anfertigen ließ, und wobei wir gleichzeitig erwähnen wollen, daß Schmetterlinge aus seinem Haargeflecht zu den modischen Schmucksachen gehören und namentlich als Bestandtheil des Kopfpubes auf der Stirn inmitten der Scheitel zugleich originell und angemessen placirt sind. Kopf und Körper dieser Schmetterlinge sind entweder von Emaille oder von Edelsteinen.

Der kleine Schleier, loup oder masque genannt, der sonderbarerweise nie zurückgeschlagen wird, hat fast alle seine größern Brüder verdrängt und schaut recht köstlich und siegesfröhlich von den verschiedenen Toqués, Casquets, Bibi's und allen an-

deren hohen und niedrigen Hüten herab, welche die Häupter junger und jung gewesener Damen bedecken. Man würde diesem Zweige unter den Schleiern Unrecht thun durch die Behauptung, daß er die Damen nicht wohl kleide. Im Gegentheil. Ein hübsches, junges Gesicht sieht darunter nicht weniger hübsch aus, besonders wenn die straffe Tüll-Maske durch die saute Linie einer feinen griechischen Nase amüthig gehoben wird. Für wirkliche Schönheit und Amüth giebt es kein ridicule.

Die runden Hüte fangen an ihren Namen mit Unrecht zu führen, denn dadurch, daß die Seiten fast durchgängig aufwärts gerollt sind, erscheinen sie nicht mehr rund, sondern lang und schmal. Spitzen und Franzen sind beliebte Verzierungen um den Rand dieser Hüte, und man kann solchen Schmuck nur billigen, der dem an sich männlichen Character der Kopfbedeckung etwas Weibliches beimißt. Perlenfranzen um den Hutrand gesetzt haben einen sehr graziösen Fall, doch auch Strohfranzen bringen eine amüthige Wirkung hervor, namentlich jene Art, die so zu sagen aus dichten Schürren aneinander gereihter Maiblumenkelche besteht, je 3—4 auf einem Fädchen.

Noch einmal: les extrêmes se touchent. — Daß neben dem Kleinen Masken-Schleier sehr große Schleier getragen werden, kann ich bestätigen, denn in Longchamps sah ich mehre Damen in eleganter wappengeschmückter Equipage, die den ganzen Kopf, Hut, Haar, Gesicht vollständig eingewickelt trugen in große rosa, blau oder lila Grepshleier. Sind die Promenadentage von Longchamps in Sachen der Mode auch nicht mehr von gleicher Wichtigkeit wie früher, so findet man doch immer noch neben dem extravagirenden Glanze der demi-monde wahre Eleganz vertreten, und arge Unterlassungs-sünde wäre es wahrlich, eine so zweckmäßige Verhüllung unerwähnt zu lassen, welche bei Spazierfahrten Hut und Teint der Damen auf so amüthige Weise schützt.

Die Sonnenschirme erscheinen in dieser Saison meistens mit Franzen besetzt. Wir können hier nicht unterlassen, der Nouveautés in diesem Genre zu gedenken, welche uns kürzlich in dem Magazin des Hoflieferanten Gerson durch graciöse Eigenthümlichkeit überraschten. Helle Sonnenschirme von Chantageant-Stoff mit breiten weißen Angora-Franzen; andere mit breiten geknüpften und gekreppten weißen Seiden-Franzen; noch andere, welche vom untern Rande der einzelnen Theile aus mit Besatz von schottischem Stoff versehen waren, welcher, ungefähr bis zu einem Viertel der Schirmhöhe in schön geschweifeter Linie mit einer nach aufwärts gerichteten schmalen Rüsche vom Grundstoff des Schirmes abschloß.

Häufig wird an uns die Frage gerichtet: trägt man noch Schawl-tücher? — Gewiß, man trägt sie jetzt wie man sie immer trug und sie immer tragen wird; die Eleganz eines echt indischen Shawls ist unangefochten für alle Zeiten. Dennoch möchte ich hier den Damen zu bedenken geben, daß Tücher, weder schwere noch leichte, niemals gut aussehen zu aufgezogenen Röcken. Für die hochgeschürzten Toiletten sind die kurzen Paletots geschaffen; der Zipfel eines Tuches oder Shawls muß auf einem langen Kleide ruhen, wenn die Noblesse dieser Umhüllung, die Harmonie der ganzen Erscheinung, ans Licht treten soll. Das Reklamé unserer Beobachtungen würde also lauten: Das Schawl-tuch, sowie alle andern gestickten oder mit Guipüre besetzten Tücher zur Visite oder bei allen Gelegenheiten, wo sich das Aufnehmen der Robe vermeiden läßt; zu Toiletten, wo der Jupon eine Rolle spielt, Casaque oder Paletot.

Bemerkenswerth sind die Paletots, Burmus und Beduinen von weißem Flanell mit farbiger Sammeteinfassung und großen Kugelnöpfen, die in der Modensprache boutons bombés genannt, einen wesentlichen Schmuck aller modernen Confectionen bilden. Man findet sie von Elfenbein, Perlmutter, aus bunter, marmorähnlicher Steinmasse und oft von so ansehnlicher Größe, daß man an gezähmte Kanonenkugeln denken muß.

So wenig es im Ganzen der Mode und ihren Oberpriesterinnen Ernst ist mit der Einfachheit der menschlichen Toiletten-Bedürfnisse, so hebt sie doch zu Zeiten gewisse Farben oder Stoffe hervor, welche Einfachheit bedeuten, wie z. B. auf großen Theatern Armuth durch Gewänder von grauem Cashmir oder Moiré antique repräsentirt wird.

Jetzt beginnt die Mode, dem sans gêne des Land-Lebens Zugeständnisse machend, das écoré (naturgran, natürliche Farbe der ungebleichten Seide, des Leinen u. s. w.) und nicht nur an Kleidern; die vornehmsten Lingerie-Magazine von Paris bieten den Damen die reizendsten Reife-Taschen-tücher von ungebleichtem Battist, mit farbigen Stickereien geschmückt, und auch die Sonnenschirme mit Schildpatt, Sandel- oder Citronenholzgestell sind größtentheils von ungebleichter Leinwand oder Seide. Außer in dieser farblosen Lieblingsfarbe gewahrt man indeß auch noch viele Fächer von grüner und von violetter Seide, ungerichtet die kostbaren Spitzenfächer, deren Gestell mit Edelsteinen ausgelegt ist, und deren Preis sich in der Regel auf 800 Francs beläuft.

[837]

Veronica v. G.

### Rebus.



### Aehrenlese.

Wenn der Tod uns unsere Aeltern entriß, bei wem können wir die Erinnerung wiederfinden? Nur bei unsern Geschwistern. In den Gesprächen mit ihnen kehren die Tage wieder, die nicht mehr sind, die Tage, welche wir beneiden; indem wir sie an uns herzfürchten, scheint es uns, als umarmten wir Vater und Mutter und unsere entschundene Jugendzeit.

Ein Mensch ohne Freund ist wie ein Reisender ohne Führer, ein Gefangener ohne Tröster, ein Kranker ohne Arzt.

Die Gaben der Vorsehung genießen, ist Weisheit; sie Andere genießen lassen, ist Tugend.

Die Seele ist das größte Wunder der Welt.

Die Männer machen die Geseze, die Frauen die Sitten.

Reich sind nur die, welche ihre Wünsche nach ihren Fähigkeiten beschränken können.

Erst die Thätigkeit läßt den wahren Werth eines Menschen erkennen, mit das Feuer erst die Düste des Weibrauchs entweicht.

Die Welt beurtheilt uns nach unsern Freunden; sie sollte uns ebenfollm nach unsern Feinden beurtheilen.

Die Güte, welche sich in schönen Augen spiegelt, das beredte Wort von schöner Lippe hat einen Reiz mehr; aber die Schönheit, welche kein Strahl eines höhern Lichts durchleuchtet, wird nichts erregen, als eine vorübergehende Bewunderung, der bald Gleichgültigkeit und Kälte folgt.

Man kann niemals auf ein von Ehrgeiz erfülltes Herz zählen; es hat nicht Bestimmtes, nichts Sicheres, nichts Großes, es besitzt keine Grundsätze und keine Gesetze.

Wir werden nachsichtig, wenn wir fühlen, daß wir der Nachsicht bedürfen.

Der Dienst, den man nicht mit Geld bezahlen kann, ist der theuerste; wenn man ihn auch täglich abzutragen sucht, bleibt man nichtsdestoweniger sein Belag ein Schuldner.

Es fehlt Denjenigen immer etwas, die das Unglück nie heimgesucht hat.

In der Jugend beklagen wir uns oft, daß Gott uns das nicht giebt, was wir ihn küniglich anheben, und später mit Demuth und Dankbarkeit zu erkennen, wie wohl er gethan, uns die Wege zu führen, welche ihm beiläufig für uns erschienen.

### Räthsel.

Wir sollen es an jedem unsrer Tage, Bis, wenn ein Zeichen man in diesem Wort Verleset, wir es müssen ohne Frage. Dann können's Andre, fällt der Anfang fort.

[796]

P. J.

### Viersylbige Charade.

Zwei Tugenden enthält das eine Wort; Nimmst du die erste der vier Sylben fort, Wird eine Tugend gleich dir offenbar. Zu deinem eignen Ersten — das ist klar — Wird sie von dir geübt mit frohem Muth, — Und schafft dir heitern Sinn und Geld und Gut, Damit zum Ersten Andre du nun auch Das Ganze übst nach edler Herzen Brauch.

P. J.

### Correspondenz.

Nr. 1. in D. Sie finden das Gewünschte auf Seite 188 des Bazar. Eine Abonnentin in B. Wir haben verschiedene unschädliche kosmetische Mittel zu wiederholten Malen, zuletzt in einem besondern Artikel über die Pflege der Haut, Seite 252 des vorigen Jahrgangs, gebracht und müßten Sie darauf verweisen. Ein blaues Atlaskleid dürfte nur in dem Falle, wenn dasselbe als Vorhandens verwendet werden soll, von einem jungen Mädchen getragen werden; im Allgemeinen sind leichtere Seidenstoffe für dieses Alter geeigneter.

Nr. 2. in G. Der auf Seite 140 befindliche Anabenanzug läßt sich in geringer Mühe Ihrem Zweck entsprechend verkleinern.

Nr. 3. in D. bei M. Sie wollen sich direct an Croizat in Paris, Rue Richelieu Nr. 76, wenden.

Nr. 4. in B. Ihre Bitte ist bereits auf Seite 185 und 186 erfüllt.

Nr. 5. in M. Ein sogenannter Helgolandsbut liegt gar zu lange schon außerhalb des Bereichs der Mode; an Kinderkleidchen haben unsere lesenden Nummern es nicht fehlen lassen. — Für das Eingefandte haben wir keine Verwendung.

Nr. 6. in St. Das in Frage stehende Arrangement der Tischdecke ist ganz nach subjectivem Belieben einzurichten.

Nr. 7. in B. Zum Aufböhnen der Fußböden diene folgendes Rezept: 1 Pfund gelbes Wachs, 5 Loth Orleans, 2 Loth Leim werden zusammen aufgelöst und mit 6 Quart Lauge vermischt, welche man vorher 5 Stunden allein und noch eine Stunde mit 1 1/2 Pfund Potasche zusammen hat kochen lassen. — Diese Mischung wird heiß auf die Böden geschüttet und trocknet in einem Tage.

Nr. 8. bei N. in H. Der in nächster Arbeitsnummer erscheinende Votet, genannt comp de vent, giebt, nach Belieben verkürzt und mit Belassung der Belerine, den Schnitt des sauto en barque; den Schnitt eines Salma (Veleine) finden Sie in Nr. 12 der Pariser Modisten. Ueber Ihre weiteren Fragen werden Sie bei dem Verleger der Monatszeitung selbst, Herrn Otto Zante in Berlin, am besten Auskunft erhalten.

Nr. 9. in P. Von Ihrem Project betrifft es ausgedehnten Seide rauben wir Ihnen ab; Sie würden damit nicht reuifren.

Nr. 10. in M. b. St. Zur Garnitur der runden Damenhüte werden in dieser Saison hauptsächlich Sammet, Federn, Jet und Perlenschmuck verwendet. Den schiefen Scheitel fähren die Mode durchaus nicht vor, man nimmt bei nur seine Zuflucht, wenn Mangel an Haar, oder sonstige specielle Gründe es bedingen.

Nr. 11. in Ungarn. Sobald sich eine Nothwendigkeit des betreffenden Gegenstandes bietet, werden dieselbe veröffentlicht.

Nr. 12. in S. Wir wollen dessen eingedenk sein, daß Sie in Berlin hat derartige Kamme in großer Mannichfaltigkeit zum Preise von 1 1/2 Thlr. vorräthig.

Nr. 13. in M. geb. v. St. in M. Das gewünschte Buch erscheint im Laufe dieses Sommers.

Nr. 14. in L. Der Schnitt des auf Seite 14 unter Nr. 14 und 15 gegebenen Jackens ist auch der zu Fädchen für Mädchen von 14—16 Jahren beliebt und bietet bei einer etwa mäßigen Verkleinerung keine Schwierigkeit.

Nr. 15. in B. Kleine Frauenfedern können verschiedene Anwendung finden, z. B. als Garnitur, in einem Bouquet weißer und schwarzer Federn, wo man sie gewissermaßen als Blumen anbringt — ferner zur Ausbierung von Wasserkränzen und Schmetterlingen (4 Federn geben 4 Flügel).